XX. Band 1934 Heft 3

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden, um Berücksichtigung finden zu können.

Die Redaktion

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

	bis	8	Seiten	für	25	Exemplare	Mark 15.—,	für 50	Exemplare	Mark 20.—
von	9	„ 16	„	„	25	„	„ 20.—,	„ 50	„	„ 25.—
„	17	„ 24	„	„	25	„	„ 30.—,	„ 50	„	„ 40.—
„	25	„ 32	„	„	25	„	„ 35.—,	„ 50	„	„ 45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XIX. Band (1933) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE,
IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XX. Band 1934 Heft 3

Das Schuldgefühl[1]

Von

Hermann Nunberg

Philadelphia

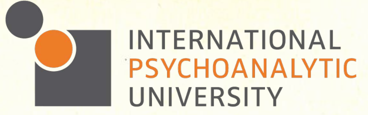
Meine Damen und Herren!

Nach Freud müssen wir zwei Arten von Schuldgefühlen unterscheiden: Die eine erscheint als soziale Angst, Angst vor der äußeren Autorität, die andere als Angst vor der inneren Autorität oder als Gewissensangst; das Schuldgefühl aus Angst vor der äußeren Autorität fällt mit der Angst vor Liebesverlust zusammen; die Angst vor der inneren Autorität fällt mit der Angst vor dem Über-Ich zusammen. Wie Freud das Schuldgefühl ableitet, ist bekannt; er meint, es entstehe durch Verinnerlichung der Aggression, also durch Wendung der Destruktion gegen das eigene Ich. Diese Aggression komme am Ich als unbewußtes Strafbedürfnis zum Vorschein. Deshalb und aus Gründen der leichteren Verständlichkeit für den Patienten wird oft die Bezeichnung „Schuldgefühl" durch die Bezeichnung „Strafbedürfnis" ersetzt.

Nun ergibt sich die Frage, ob der Begriff des Strafbedürfnisses sich immer vollständig mit dem Begriff des Schuldgefühls deckt. Schon vor mehreren Jahren habe ich diese Frage aufgeworfen und möchte sie heute wiederholen.

Bei jedem Versuche, das Schuldgefühl gegen andere verwandte Gefühle abzugrenzen, stoßen wir auf Schwierigkeiten. Als Äquivalente oder Ergänzungen des Schuldgefühls treten oft Scham, Ekel, Mitleid, Minderwertigkeitsgefühle und Angst auf. Schon der Sprachgebrauch weist darauf hin, daß diese Gefühle zu einer gemeinsamen Gruppe gehören, denn die Wörter „häßlich", „schlecht", „ekelhaft", „böse", „minderwertig", oder aber „schön", „gut", „sauber" werden oft füreinander gebraucht. Der Rahmen gestattet es nicht, alle Fragen zu erörtern, die sich anschließen lassen und es sei nur hervorge-

1) Vortrag, gehalten bei der Winterzusammenkunft der American Psychanalytic Association in Washington am 26. Dezember 1933.



hoben, daß Schuldgefühl, Scham, Ekel usw. eines gemeinsam haben: Die innere Wahrnehmung eines unlustvollen Zustandes bei einem Triebverzicht.

Die Ausdrucksformen des Schuldgefühls sind zahlreich und in ihrer Intensität und Qualität recht verschieden. Das Schuldgefühl kann in der Form eines einfachen Unbehagens auftreten, es kann sich im Gefühle einer inneren dumpfen Spannung äußern, in einem Drang, irgend etwas zu tun, irgendeiner Verpflichtung nachzukommen. Liebeswerben, Werben um die Gunst des anderen, kann aus diesem Drang entstehen. Es drückt sich auch in übermäßigem Schenken aus, in Geldausgeben und in übertriebener Hilfsbereitschaft. Mache Patienten haben das Gefühl, als ob sie ihr Innerstes hergeben müßten, um die unerträgliche Spannung loszuwerden. Das Ziel all dieser Strebungen und Handlungen ist Versöhnung. Damit sind aber die Äußerungen des Schuldgefühls nicht erschöpft. Es tritt auch in Gestalt der Erwartung eines drohenden Unglücks auf, als Demut, als Leiden, als Streben nach Strafe, als Reue, als Selbstaufopferung, als Läuterungs- und Reinigungszwang.

Schon bei dieser kurzen Übersicht der Äußerungsformen des Schuldgefühls ist leicht festzustellen, daß sie in zwei Gruppen zerfallen. Das Ziel der einen ist die Außenwelt — aus der Fülle der Erscheinungen sei nur das Liebeswerben herausgegriffen —, das der zweiten ist das Ich; — es genügt, das Strafbedürfnis zu erwähnen. Da das Schuldgefühl im allgemeinen eine Reaktion auf ein in Wirklichkeit oder in Gedanken begangenes Verbrechen ist, kann die erste Gruppe nur einen Versuch darstellen, dieses Verbrechen gutzumachen, sich mit der Außenwelt zu versöhnen, die zweite einen Versuch, sich selbst zu strafen, also zu leiden.

Was ist nun dieses Verbrechen? Seine Spuren führen zunächst in die Ödipussituation, zum Vatermorde. Nach der Hypothese Freuds über Vatermord und Totemmahlzeit entstanden nach der kannibalischen Tat, nach der Introjektion des Vaters Reue und Sehnsucht, die zur Projektion des Vaters in Gestalt eines Gottes führten. Reue und Sehnsucht erweckten das Bestreben, die begangene Tat rückgängig zu machen, den verzehrten Vater auszuscheiden und wiederzubeleben. In historischen Zeiten wird der Vater nicht mehr verzehrt, sondern introjiziert, psychisch einverleibt. Diesen Prozeß nennen wir Identifizierung; auf diesem Wege entsteht, wie Freud gezeigt hat, das Über-Ich. In der Beziehung zwischen Ich und Über-Ich spiegelt sich die Beziehung Vater-Sohn wider.

Die Projektion und Vergottung des Vaters gehört einer relativ späten kulturellen Entwicklungsepoche an. Róheim nimmt eine noch frühere an, bei der in einem bestimmten Trauerritus am Grabe eines geliebten Verstorbenen defäziert wurde. Das sollte uns nicht zu sehr befremden, denn es gibt heute noch Menschen, die in Momenten tiefster Trauer Stuhldrang bekommen. Ein

Analogon dazu sind die Kranken, die im Schuldgefühl zur Analerotik regredieren. Hier sei auf den katatonen Anfall hingewiesen, in dem der Patient mit Kot schmiert und meint, damit ein Opfer zu bringen und die Welt wiederzugebären, die er in seinem Wahne soeben vernichtet zu haben wähnt. Der Katatoniker behauptet ja oft, daß dieser Kot ein Kind sei, das er soeben geboren habe. In seinen Phantasien belebt er also die Welt, die er in seinem Wahn vernichtet hat. Daß die Defäkation im Unbewußten oft die Bedeutung des Gebärens hat, wissen wir auch aus anderen Quellen, aus Phantasien der Neurotiker und aus ihren Träumen. Nicht selten hören wir, daß der Stuhl nicht etwas Totes sei, sondern etwas Lebendiges, ein Stück des eigenen Körpers. Manche Patienten mit schweren Schuldgefühlen und Depressionen fühlen sich nach der Defäkation erleichtert und vom Schuldgefühl befreit. Die Melancholie ist von anal-oralen Symptomen beherrscht, der Melancholiker leidet an schwerer Obstipation. Während der Katatoniker mit dem Opfer der Defäkation seine Schuld zu sühnen glaubt, der Neurotiker oft in Träumen und Phantasien durch Geschenke oder Gebären eines analen Kindes Erleichterung seines Schuldgefühles findet, hält der Melancholiker hartnäckig den Stuhl zurück und leidet unvermindert unter seinen Schuldgefühlen. Wenn ich Sie daran erinnere, daß der Melancholiker das ambivalent geliebte Objekt auf dem Wege der Identifizierung oral einverleibt hat, so verstehen wir, daß er weiter leidet, wenn er es nicht ausscheidet, d. h. nicht wieder hergeben kann oder will.

Wir sehen also, daß das Schuldgefühl von einer Regression zur analen Entwicklungsstufe begleitet wird, die anscheinend den Zweck verfolgt, das vernichtete oder oral einverleibte Objekt auf analem Wege wieder auszustoßen. Das Schuldgefühl scheint dadurch abgeschwächt zu werden.

Die Ausstoßung zur Entlastung vom Schuldgefühl muß aber nicht immer nur auf analem Wege erfolgen. Sie kann auch auf oralem Wege stattfinden, wie die analytische Praxis immer wieder zeigt. Heute möchte ich mir nur gestatten, Ihnen ein Beispiel zu geben, das ein Patient kürzlich im Anschluß an die Besprechung seines Schuldgefühles brachte. Unter den Jägern ist das sogenannte Bockfieber bekannt. Dieses „Fieber“ besteht darin, daß der Jäger verwirrt wird, wenn er einen Bock zu Gesicht bekommt und nicht imstande ist, ihn zu erschießen. Der Patient, ein Arzt, berichtet nun folgendes: Er ging mit einem Freunde auf die Hirschjagd. Sie stellten einen Bock, der Freund schoß und tötete das Tier, wurde unruhig, sprang wie verwirrt herum, stieß unverständliche Laute hervor, warf sich schließlich neben das erschossene Tier und blieb wie leblos liegen. Sein Gefährte glaubte, daß er verrückt geworden sei. Nach eine Weile stand er aber auf, trat neben das tote Tier und erbrach. Er wurde daraufhin plötzlich ganz klar und ging ruhig fort. Ich weiß nicht,

ob diese Geschichte in allen Einzelheiten wirklich so vorgefallen ist wie sie geschildert wurde; jedenfalls verrät sie einen tiefen psychologischen Sinn: denken Sie daran, daß jedes Tier für das Unbewußte ein Totemtier darstellt.

Das Schuldgefühl entsteht bei feindseliger Identifizierung, gewissermaßen als ihr Nebenprodukt. Die Identifizierung drückt psychisch die (orale) Einverleibung aus, das Insichaufnehmen, kurz die Aneignung. Das Schuldgefühl entsteht also durch Einverleibung, im weitesten Sinne des Wortes durch Aneignung. Die Schuld wird durch Ausscheidung gutgemacht, im weitesten Sinne des Wortes durch Zurückgeben. Jedermann kann sich leicht davon überzeugen, daß dem Schuldgefühl oft ein Gefühl der Verpflichtung etwas zu geben, zu schenken, zu opfern, anhaftet. Kurz, es drückt sich im Schuldgefühl neben vielem anderen auch die Beziehung von „Nehmen und Geben" aus. Natürlich erfolgt das „Nehmen" nicht nur durch den Mund. Wir nehmen mit allen Körperpforten, etwa mit der Atmung, auf, auch mit den Sinnesorganen. Wir saugen die Eindrücke der Außenwelt mit allen Poren ein. Auch das „Geben" erfolgt nicht nur durch den Darm, sondern auch durch die Atmung, die Haut usw. Es gibt auch eine Ausscheidung in das Innere des Körpers. Die mit den Sinnesorganen eingenommenen Eindrücke werden projiziert.[2]

Es scheint also, daß das Schuldgefühl auch mit dem primitiven Eigentumsgefühl zusammenhängt, dessen psychologische Interpretation außerhalb dieses Rahmens liegt. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit daher nur für einige Andeutungen in Anspruch nehmen. Das Eigentumsgefühl ist triebhaften Charakters und hat mehrere Wurzeln. Eine Wurzel liegt im Bemächtigungstrieb — einer Spielart der Aggression. Zu einer anderen führt folgende Überlegung: Beim Schuldgefühl erfolgt eine Regression zum Analen, bei der eine frühinfantile Situation wieder hergestellt wird. Das kleine Kind verzichtet aus Liebe zur Erziehungsperson auf die anale Lust, die es aus dem Zurückhalten des Kotes gewinnt, und gibt den Stuhl, sein primäres Eigentum, zu festgesetzten Zeiten her. Aus Angst vor Liebesverlust verzichtet es also auf eine Triebbefriedigung. Indem der Erwachsene etwas von seinem „Eigentum" hergibt, wenn er sich vor Liebesverlust schützen will, benimmt er sich wie ein kleines Kind. Mit dem Hergeben eines Stückes von seinem „Eigentum" verzichtet er zugleich auf den momentanen Drang zur Bemächtigung, was auch eine Lockerung seiner Aggressionsneigung zur Folge haben muß. Dies alles

2) Ich habe mit Befriedigung festgestellt, daß meine Annahme, das Nehmen und Geben sei gewissermaßen ein Äquivalent derphysiologischen Vorgänge im Verdauungsschlauch — die ich zum ersten Male im Jahre 1926, zum zweiten Male in meinem Buche (Allg. Neurosenlehre, 1932) vertreten habe — in F. Alexanders Washingtoner Vortrag „Über den psychologischen Faktor bei gastro-intestinalen Störungen" und in den Vorträgen seiner Schüler an einem größeren Material bestätigt wurde.

stimmt mit der Tatsache überein, das Ansätze des Schuldgefühls schon in der präödipalen Entwicklungsphase beobachtet werden können.

Die Tendenz, sich vom Schuldgefühl durch Herausgeben des einverleibten Objektes zu befreien, scheint klar. Daß damit auch die Wiederbelebung gemeint wird, ist nicht mißzuverstehen. Das Schuldgefühl regt also das Bestreben an, das „Verbrechen“ rückgängig zu machen, und das „vernichtete“ Objekt wieder aufleben zu lassen, um an ihm die Libido zu befriedigen. Wo die Regression die genitale Stufe nicht überschreitet, entsteht oft der Wunsch, an Stelle des „Vernichteten“ Kinder in die Welt zu setzen. Viele Menschen glauben ja, mit der Zeugung eines Kindes ihre Schuld an die Menschheit abzutragen.

Hinter dem Schuldgefühl verbirgt sich also unbefriedigte Libido, die entweder auf dem Umwege über die Regression oder direkt nach Befriedigung strebt, danach strebt, das vernichtete Objekt zu beleben und in der Realität zu lieben, oder aber danach sich mit dem verletzten oder gekränkten Objekt zu versöhnen. (Der „Vernichtung“ kann auch eine einfache Zurückziehung der Libido gleichkommen.) Der Paranoiker erlangt diese Befriedigung in seinem Wahn durch die Projektion, der Religiöse durch die Religion, der Normale durch produktives Schaffen und Zusammenschließen zu sozialer Gemeinschaft. Der Neurotiker ist in diesem Bestreben insoferne gestört, als er entweder zu wenig oder zu viel tut, um das verletzte oder gekränkte Objekt zu versöhnen, und das meistens an unrichtiger Stelle. Er findet schwer oder überhaupt nicht Anschluß an den anderen. Der Schuldige fühlt sich oft isoliert, von der Gemeinschaft ausgeschlossen und leidet darunter. Es gibt Menschen, die sich aus Schuldgefühl zwar selbst aus der Gemeinschaft ausschließen, ins Kloster flüchten, dafür sich aber mit Gott vereinen. Letzten Endes deckt sich wohl das Schuldgefühl mit Angst vor E i n s a m k e i t. Die Angst vor Liebesverlust, die sich im Schuldgefühl ausdrückt, wird also durch das versöhnende Element der Liebe, durch den alles verbindenden Eros überwunden.

Es kann aber nicht sein, daß das Schuldgefühl nur Tendenzen gebiert, deren Ziel allein Befriedigung objekt-libidinöser Strebungen ist. Sehen wir doch, daß der mit Schuld Beladene leidet, ja nach Leiden strebt. Es verlangt in ihm nach Selbstbestrafung und Selbstvernichtung, die ihm der einzige Weg zur Sühne zu sein scheint. Darin kann man schwerlich eine Objektbeziehung entdecken, wenn man nicht das Ich selbst als Objekt betrachtet. Im Schuldgefühl erfüllen sich also auch aggressive, destruktive Strebungen, jedoch nicht am Objekte, sondern am Ich. Es fragt sich bloß, wie das Ich zu diesem Streben nach Strafe (eigentlich: zu dieser Destruktion), kommt. Um das zu verstehen, müssen wir uns wieder den Wurzeln des Schuldgefühls zuwenden. Ich komme auf die Bockgeschichte zurück. Nachdem der Jäger das Tier getötet

hatte, legte er sich wie tot daneben hin. Was dem Tier widerfahren war, agierte er an sich selbst, er identifizierte sich mit dem Tiere im Tode. Er war tot wie das Tier, wiederholte das Verbrechen des Mordes an sich selbst und bestrafte sich anscheinend auf diese Weise. Die Aggression gegen ein äußeres Objekt wendete sich gegen die eigene Person.

An dieser Stelle taucht eine Frage auf: Wie kommt es zur Wendung der Aggression gegen die eigene Person? Diese Frage kann zum Teil durch die Einsicht in die Entstehungsgeschichte des Über-Ichs beantwortet werden.

Das Über-Ich löst bekanntlich den Ödipuskomplex ab. Es entsteht durch Identifizierung mit dem Vater. Diese Identifizierung hat hauptsächlich feindseligen Charakter. In der Ödipussituation haßt der Knabe den Vater und hat Angst vor der Kastration. Um ihr zu entgehen, introjiziert er den Vater, frißt ihn gewissermaßen auf. Dadurch wird der Vater in das Ich aufgenommen, die Aggression kann nicht nach außen abgeführt werden, sie bleibt im Ich stecken und verbindet sich mit den Vatervorstellungen zu einem neuen Gebilde, dem Über-Ich. An Stelle des strengen, gebietenden, verbietenden und hemmenden Vaters in der Außenwelt befindet sich jetzt sein Ebenbild im Innern. Wenn das Ich dann gewisse Absichten ausführt oder auszuführen gedenkt, die den Intentionen des Über-Ichs zuwiderlaufen, entsteht Schuldgefühl. Mit andern Worten: Es werden gewisse Absichten und Regungen des Es, die der Außenwelt gelten, gehemmt und die Aggression vom Über-Ich auf das Ich abgelenkt, als ob das Ich zum Objekte des Über-Ichs geworden wäre. Die Aggression wird dann vom Ich erlebt. Es macht den Eindruck, als ob sich das Über-Ich für die Tat der Identifizierung — der Feindseligkeit, der Aggression, kurz, für das Verschlucken des Vaters — in fortwährender Wiederholung am Ich rächen würde. Diese spezifische Ablenkung der gehemmten Aggression auf das Ich kommt als Bedürfnis nach Strafe zum Vorschein. Warum die Strafe zum Bedürfnis und meistens nicht abgelehnt wird, werden wir später sehen.

Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß die Wendung der Aggression gegen die eigene Person erst in der Ödipussituation auftritt. Die Analysen unserer Patienten sprechen dafür, daß der Mechanismus der Wendung gegen die eigene Person schon sehr früh, bereits auf der präödipalen Stufe am Werke ist. So gestatten Sie mir, eine Beobachtung an einem fünfzehn Monate alten Kinde mitzuteilen. Mit Vorliebe zerrte es jeden Menschen, der in seine Nähe kam, an den Haaren, kratzte und zwickte ihn und stieß nicht mißzuverstehende Laute der Lust aus. Als ihm einmal gesagt wurde „nein, nein, das tut weh", sagte es *„Bo(bb)y (sch)lagen"*, zerrte sich selbst an den Haaren, schlug sich heftig ins Gesicht und zerkratzte sich so, daß es von seinen eigenen Mißhandlungen geschützt werden mußte. (Ähnliche Beobachtungen sind jeder-

mann zugänglich.) Wenn sich also die Aggression bei der Abwehr des Ödipuskomplexes gegen die eigene Person wendet, so wird nur ein alter, eingefahrener Mechanismus wiederholt. Dieser greift ein, sobald sich die Notwendigkeit zur Selbstbestrafung ergibt — und sie ergibt sich nur allzu oft. Die Ansätze zur Selbstbestrafung können also ähnlich wie die des Schuldgefühls bis tief in die präödipale Entwicklungsstufe verfolgt werden.

Der Unterschied zwischen Schuldgefühl und Strafbedürfnis wird jetzt greifbar. Das Schuldgefühl ist eigentlich Angst vor Liebesverlust und verfolgt die Tendenz, eine Liebesbeziehung, die verloren ist oder verloren zu gehen droht, wieder herzustellen; das Strafbedürfnis ist Ausdruck einer aggressiven Tendenz und wiederholt eine reale, phantasierte oder bloß beabsichtige Vernichtung des Objektes am eigenen Ich.

Das Verbrechen muß nicht immer real sein, um zum Erleben von Schuld und Strafe zu führen. Es genügt meistens bloß die Absicht, eine verpönte Tat zu begehen, um sich gleich Selbstvorwürfen und Selbstquälereien zu ergeben. Woran liegt das? Am Gewissen, wird die Antwort lauten. Das Gewissen ist eine Funktion des Über-Ichs. Vor ihm gibt es keine Geheimnisse. Bedeutet doch Gewissen ein „Mit-wissen", d. h. ein inneres Sehen und Hören. Es ist sozusagen ein Sinnesorgan des Über-Ichs, das bestimmte Vorgänge im Ich kontrolliert und sie dem Über-Ich mitteilt. Nach der Aufrichtung des Über-Ichs wird die Bedeutung des äußeren Richters eingeschränkt, der Richter befindet sich jetzt im Innern. Für diesen gibt es keinen Unterschied zwischen ausgeführter Tat und einem Gedanken, einer Absicht oder Regung. Sein Urteil trifft in gleicher Weise die wirkliche Tat wie bloße Ansätze zum Handeln. Wenn also ein Gedanke oder eine Absicht den Idealen des Über-Ichs zuwiderläuft, so wird unter dem Einflusse des Gewissens die verpönte Tat oder Absicht im Keime unterdrückt und so das Ich vor Strafe geschützt. Das Gewissen verkörpert somit die Angst vor dem Über-Ich. Nicht ohne Grund sprechen wir von Gewissensangst.

Wir stehen wieder vor einer Frage. Wie verhält sich die Gewissensangst zum Strafbedürfnis? Scheint doch dieses der direkte Gegensatz zur Strafangst zu sein.

Das kleine Kind hemmt seine Aggression und kehrt sie nach innen, wenn es durch die Erziehungsperson gehindert wird, sie nach außen abzuführen. Mit der Entwicklung zu einem sozialen Wesen, mit der Stärkung des Über-Ichs wird aber die Hemmung der Aggression immer mehr von einem inneren Faktor abhängig. Wie ist es nun zu verstehen, daß die Hemmung der Aggression aus Angst vor Liebesverlust erfolgt, wenn sie von einem äußeren Moment abhängt, hingegen aus Strafangst, wenn sie einem inneren Zwange gehorcht?

Die Beantwortung dieser Frage ist sehr kompliziert, ich möchte hier nur

ein Moment hervorheben. Der Mensch ist von Anfang an sehr ambivalent. Im Laufe der Entwicklung wird die Ambivalenz eingeschränkt, ob aber für immer, ist fraglich. In dem Augenblick, da das kleine Kind unter dem Einflusse der Erziehungsperson auf die Aggression verzichtet, eignet es sich den Wunsch, den Willen dieser Person an, es introjiziert gewissermaßen ihr Verbot, erlebt aber zugleich die beabsichtigte Aggression in der Rückwendung gegen die eigene Person. Ursprünglich galt die Aggression der geliebten Mutter, also einer ambivalent geliebten Person. Die Identifizierung half die ambivalenten Strebungen abzuwehren, mit dem Ergebnis jedoch, daß die Aggression das Ich zum Objekt nahm. Ein ähnlicher Prozeß, vielleicht nur viel intensiver, wiederholt sich in der Ödipussituation. Der Knabe identifiziert sich mit dem ambivalent geliebten Vater. Die Vorstellungen des Vaters gehen im Ich auf, und die gegen den geliebten Vater gerichtete Aggression wird gehemmt und im Ich aufgespeichert. Das so entstandene Über-Ich wird zu einer das Ich ständig bedrohenden Instanz. Entspricht aber diese Konzeption des Über-Ichs vollkommen den Tatsachen? Freud betont in seinem neuen Buche,[3] daß das Über-Ich wesentlich die Härte, Verbote und Strafen der Eltern repräsentiert. An einer anderen Stelle sagt er aber auch, daß eine der Funktionen des Über-Ichs die Idealbildung ist. Diese Funktion ist, wie aus früheren Arbeiten Freuds ohneweiters hervorgeht, von der Libido ableitbar. Diese Gegensätzlichkeit der Funktionen des Über-Ichs wird verständlich, wenn man seine Entstehung aus der Ambivalenz der Gefühle berücksichtigt. Bei der Identifizierung ging nicht nur der gehaßte, sondern auch der geliebte Vater im Ich auf, mit andern Worten, nicht Aggression allein hat sich zum Ich geschlagen, sondern auch Libido. Diese zum Ich geschlagene Libido verwandelt sich in den sekundären Narzißmus und macht das Über-Ich zum Objekte des Ichs, wie das Ich zum Objekte des Über-Ichs. (Liebe und Gegenliebe im Innern.)[4] Nur daraus erklärt sich die Tatsache, daß das Ich den Forderungen des Über-Ichs sich so oft und willig unterwirft, die von ihm diktierten Einschränkungen und Strafen auf sich nimmt. Dieses libidinöse Moment macht erst die Wendung der Aggression gegen die eigene Person zum Bedürfnis der Strafe. Im Strafbedürfnis genießt das Ich den Sadismus des Über-Ichs masochistisch.

Die narzißtisch-libidinöse Komponente des Über-Ichs erklärt noch eine andere Erscheinung, nämlich das Gefühl der Ruhe, Geborgenheit und Zuver-

3) Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Wien, 1932.

4) Wie frühzeitig die libidinöse Identifizierung auftritt, mag folgende Episode, die nach der Niederschrift dieser Arbeit stattfand, beweisen: Ein Vater streichelt seinem 16 Monate alten Sohn das Gesichtchen. Das Kind ist glückselig. Kaum daß der Vater mit dem Streicheln aufhört, beginnt das Kind sich selbst zu streicheln und wiederholt in einem tiefen Tonfall den Laut „Ei—ei". Dieser Laut bedeutet bei ihm immer höchste Zärtlichkeit.

sicht, wenn man sich mit seinem Gewissen im Einklang befindet. Für das Kind bilden die Eltern die Verkörperung aller Machtvollkommenheit, sie erscheinen ihm als die von der Natur gegebenen Beschützer und sind der ruhige Pol, um den alle seine widerspruchsvollen Leidenschaften kreisen dürfen, sie sind nicht nur streng, sondern auch gerecht und nachsichtig. Fühlt sich das Kind von ihnen geliebt, so fühlt es sich geschützt und geborgen, in seinem Selbstgefühl ungestört. Will das Kind die beschützende Liebe seiner Eltern nicht verlieren, so muß es sich so benehmen, wie sie es wünschen. Diese Beziehung zwischen Kind und Eltern kommt dann gewöhnlich in mehr oder weniger modifizierter Gestalt in der Beziehung zwischen Ich und Über-Ich zum Vorschein. Will das Ich die Liebe und den Schutz des Über-Ichs genießen, so darf es sich ihm nicht widersetzen, im Gegenteil, es muß sich mit all seinen Intentionen identifizieren. Denken Sie nur an den strengen Gott Jahve, der nicht nur Gehorsam bis zur Selbstaufopferung, sondern auch Liebe fordert, dafür aber Schutz und Gegenliebe bietet. Das Gefühl, von den Schicksalsmächten verlassen zu sein, ist — wie wir von Freud gelernt haben — mit dem Gefühle, die liebende und beschützende Macht des Über-Ichs, der Eltern, verloren zu haben, und dem Nichts, dem Tode preisgegeben zu sein, gleichbedeutend.

Ein Konflikt mit dem Über-Ich kleidet sich also nicht nur in Strafangst und Strafbedürfnis, sondern auch in Angst vor Gefahren, die der Verlust seiner liebenden und beschützenden Macht mit sich bringt. In der Über-Ich-Angst wirkt sich daher, ähnlich wie im äußeren Schuldgefühle, Angst vor Liebesverlust aus; der Unterschied ist jedoch der, daß die Gefahr, der die Über-Ich-Angst gilt, Verlust narzißtischer Libido ist, während es beim Schuldgefühl um Objektlibido geht.

Die Ambivalenz der Gefühle, der Gegensatz zwischen Haß und Liebe, bildet nun den Hintergrund, aus dem das Über-Ich auftaucht. Obwohl die Ambivalenz bei der Bildung des Über-Ichs im großen und ganzen vom Ich bewältigt wird, gibt es, wie wir wissen, im Leben Gelegenheit genug, wo sie wieder erscheint. Treten doch die Triebe nie in ganz reiner Form auf, die sexuellen sind mit den destruktiven mehr oder weniger gemischt. Wird etwa Libido gehemmt, so stellt sich eine Triebentmischung ein, bei der der Aggressionstrieb wieder frei wird. Falls die freigewordene Aggression ebenfalls gehemmt werden muß, so verwandelt sie sich in Strafbedürfnis. Man kann sagen, daß jede Hemmung der Libido zum Freiwerden der Aggression führt, woraus sich in weiterer Folge der Zustand von Schuld und Strafe ergibt. Wo aber die Triebmischung mangelhaft, die Ambivalenz von Haus aus verstärkt ist, Haß und Liebe sich in ungemilderter Form gegenüber stehen, dort ist die Neigung zu Schuldgefühl und Strafbedürfnis noch intensiver. In solchen

Fällen, z. B. in der Zwangsneurose, ist jede libidinöse Regung von einer aggressiven begleitet, die aber von jener gleich gehemmt wird. Das Lieben führt also hier unausweichlich zu Schuldgefühlen. Das gleiche gilt für das übermäßige Geliebtwerden. Dies erklärt auch die Tatsache, daß Kinder, die verzärtelt, übermäßig geliebt wurden und zu nachsichtige Eltern hatten, oft ein zarteres Gewissen haben als Kinder, die in einer robusten Umgebung aufgewachsen sind. Auch hier hemmt die Liebe die Aggression. Wo ich liebe oder geliebt werde, darf ich nicht hassen, sonst droht mir die Gefahr des Liebesverlustes. Um dieser zu entgehen, wende ich lieber den Haß gegen mich selbst und bestrafe mich. Aus ähnlichen Gründen bringt oft ein Mißgeschick in der Liebe oder der Verlust einer geliebten Person eine Aggression gegen das eigene Ich hervor und in weiterer Folge Schuld und Strafgefühle. Kurz, in der Ambivalenz ist die wichtigste Bedingung für die Entstehung des ganzen Komplexes von Schuld und Strafe zu erblicken.

Dieser Komplex ist zwar anfänglich vom Über-Ich unabhängig, später gerät er jedoch immer mehr in seine Abhängigkeit. Es kommt dabei eine eigenartige Verkettung von Ursache und Wirkung zustande, die nicht ganz durchsichtig ist. Soviel steht jedoch fest, daß das Über-Ich — ähnlich dem primären, präödipalen Schuldgefühl — bei der Abwehr und Hemmung von Triebbedürfnissen entsteht. Diese Bedürfnisse werden unter dem Einflusse des Über-Ichs zum eigentlichen Schuldgefühl weiter verarbeitet. Wir bekommen so einen schwachen Einblick in die Werkstätte des Triebablaufes: Hemmung der Triebe führt zum Erleben von Schuld und Strafe, und diese ihrerseits werden zur Ursache von weiteren Triebhemmungen.

Es ist nun klar, daß es in Wirklichkeit nicht leicht ist, das Schuldgefühl gegen das Strafbedürfnis streng abzugrenzen. Mit Sicherheit kann aber gesagt werden, daß sich hinter dem Schuldgefühl unbefriedigte Libido verbirgt, Libido, die zur Wiedervereinigung mit dem psychisch oder real verletzten Objekte drängt, also Eros, hinter dem Strafbedürfnis aber Aggression, also Todestrieb, der am Ich die Destruktion immer von neuem wiederholt. Obwohl beide innig miteinander verwoben sind, ist doch das Strafbedürfnis an der Tendenz zur Selbstzerstörung zu erkennen, das Schuldgefühl an der Angst, die einmal der Gefahr des Liebesverlustes, das andere Mal dem Über-Ich gilt. Wir haben aber gehört, daß auch Angst vor dem Über-Ich ein Moment des Liebesverlustes enthält. Stellen wir uns doch vor, was Liebesverlust für ein kleines Kind bedeutet. Es bedeutet Verlust der beschützenden Pflegeperson, eigentlich Vernichtungsgefahr. Schuld und Strafe fallen also in bezug auf die Gefahrenquelle zusammen. Die Situation der Gefahr stellt sich ein, ob nun die Libido eingezogen werden muß oder ob die Aggression sich gegen das Ich wendet.

Man darf fragen, welchen Sinn es habe, das Schuldgefühl gegen das Strafbedürfnis abzugrenzen, wenn sie so schwer voneinander zu unterscheiden sind. Eine gemeinsame Wurzel haben sie gewiß, sie entstehen auch zur gleichen Zeit, aber sie haben verschiedene Erscheinungsformen, in denen einmal die libidinöse Seite, das andere Mal die destruktive vorherrscht. Deutlich kann dies beobachtet werden, wenn man die einzelnen Krankheitstypen miteinander vergleicht. In der Hysterie z. B. überwiegt das Schuldgefühl. Wir verstehen die Gründe. Die genitale Organisation ist hier nur verdrängt, nicht aber aufgehoben. Ein Streben nach dem Objekt ist vorhanden. Deshalb überwiegt das Schuldgefühl in Gestalt von Reue, Sehnsucht und Angst vor Liebesverlust. Die Zwangsneurose regrediert zwar zur anal-sadistischen Organisation, die Beziehung zum Objekt ist aber nicht aufgehoben. Daher überwiegt der Sadismus, der im Strafbedürfnis zum Vorschein kommt. Da in der Melancholie noch der Verlust der Objektlibido hinzukommt, so erreicht in dieser Krankheitsform die Aggression gegen das Ich den Höhepunkt. Da in der Schizophrenie das Triebleben vollständig zerfallen ist, so nimmt in den produktiven Formen dieser Krankheit das Schuldgefühl die Gestalt von Wahnvorstellungen über die Erlösung der Welt an, und das Strafbedürfnis kleidet sich in die mannigfachen Abwandlungen des Verfolgungswahnes.

Die Gefühle der Schuld und Strafe sind höchst peinliche Gefühle, sie lösen Spannungszustände aus, von denen der Mensch sich nach Möglichkeit zu befreien trachtet. Die Erleichterung vom Druck des Schuldgefühls gelingt normalerweise verhältnismäßig leicht. Wie im ersten Teil dieser Überlegungen gezeigt werden sollte, bemüht sich der mit Schuld Beladene um die Liebe des anderen im weitesten Sinne des Wortes und sucht sich mit ihm zu vereinigen. Das Schuldgefühl steigert ja das Liebesbedürfnis, anders ausgedrückt, es steigert die Angst vor dem Liebesverlust, das ist die Liebessehnsucht. Diese Sehnsucht weckt im Schuldigen die Hoffnung, daß er vor der Angst, eigentlich vor der tötenden Einsamkeit geschützt werden wird. Als negativen Beweis für diese Auffassung kann man die Strafe des Gefängnisses betrachten, mit der der Verbrecher von der Gemeinschaft abgesperrt und in der Einsamkeit sich selbst überlassen wird. Das Gefängnis gibt vielleicht am besten die psychische Verfassung des mit Schuldgefühl Beladenen wieder: er leidet nicht nur unter der Hemmung der Aggression gegen den anderen, sondern auch unter der Hemmung der Libido.

Die Befreiung vom Strafbedürfnisse ist jedoch unvergleichlich schwieriger, denn im Strafbedürfnis strebt die Aggression dem Ich, der Innenwelt zu, während im Schuldgefühl die Libido der Außenwelt zustrebt. Alexander behauptet zwar, daß die Energie des Strafbedürfnisses sich von selbst erschöpft, wenn das Über-Ich einmal befriedigt, im Strafakte gewissermaßen bestochen, nach-

sichtig geworden ist und so ein Ausleben der sonst verpönten Sexualziele gewährt. Die Prämie für die Selbstbestrafung wäre also Befreiung der Libido. Gewiß gibt es solche Fälle, sie sind aber nicht die Regel. Es gibt im Gegenteil Fälle, wo die Strafe bis ans Ende, bis zur Selbstvernichtung, durchgeführt wird, ohne jede Hoffnung auf eine libidinöse Prämie. Ja, es gibt Patienten, die in ihrem meistens sehr merkwürdigen Sexualleben nicht sexuelle Befriedigung suchen, sondern Selbstbestrafung, wie es einen Typus von Masturbanten gibt, der während der Onanie Selbstkastration phantasiert. Wird aber die Strafe zu unerträglich, die Angst vor ihr zu heftig, so verschiebt sich die Energie des Strafbedürfnisses auf die Arbeit im weitesten Sinne des Wortes, auf die geistige wie auf die manuelle. In ihr lebt sich, wie Jekels sagt, der Bewältigungs- und Aggressionstrieb aus. Zur Sühne für ein Verbrechen straft das Gesetz nicht nur mit Gefängnis, sondern auch mit Zwangsarbeit. „Im Schweiße Deines Angesichts sollst du dein Brot essen", heißt es in der Bibel. Den Ersatz der Strafe durch Arbeit kann man gelegentlich in den Analysen mancher Patienten direkt beobachten. Nach endlosen Widerständen, in denen sie in unheimlicher Weise der Erfüllung ihres Strafbedürfnisses nachjagen, fangen sie plötzlich an, das verborgene Material mit einer so finsteren und selbstverzehrenden Entschlossenheit zu liefern und zu bewältigen, daß dem Analytiker nichts anderes übrig bleibt als stillschweigend zu staunen. Für diese Patienten stellt die Analyse im wahrsten Sinn des Wortes die Erfüllung ihres Strafbedürfnisses dar.

Nun komme ich zum Schluß. Das Schuldgefühl ist ein ambivalentes Gebilde, genau so ambivalent wie die Elemente, die zu seiner Entstehung beigetragen haben. Rufen wir uns Freuds Worte in Erinnerung, daß bei der Triebabwehr die Tendenz entsteht, das ganze Triebleben in seine Komponenten zu zerlegen, in die libidinösen und die destruktiven. Da aber das Ich keine Gegensätze verträgt, das Streben nach Synthese immer beibehält, so trachtet es auch hier, die Abkömmlinge der gehemmten Triebe zu einem Kompromiß, Schuld und Strafe, zusammenzufassen. Es hängt anscheinend von der Triebkonstitution ab, vom Grade der Triebmischung bzw. -entmischung, ob das Gefühl der Schuld oder das der Strafe überwiegt.

Nun ist Libido ein Abkömmling des Eros, Aggression ein Abkömmling der Todestriebe. Eros bringt die Menschen zusammen, Aggression treibt sie auseinander. Wo sich zwei Menschen zusammenfinden, oder wo sich eine Masse bildet, geraten diese Urtriebe in Konflikt miteinander, und Schuldgefühle müssen entstehen. Kurz, das Gefühl der Schuld und Strafe scheint das Endprodukt des ewigen Kampfes zwischen Lebens- und Todestrieben zu sein. Es zeigt, unter welcher Selbstüberwindung und unter welchen Leiden die Menschheit die Herrschaft über ihre Triebe erobert hat. Eine Kompensation für all

die Opfer scheint jedoch die Entwicklung der Fähigkeit zum Gemeinschaftsleben. Lassen Sie mich mit einer Abwandlung des bekannten Dichterwortes schließen: Das ist der Trost der bösen Tat, daß sie fortzeugend Gutes muß gebären.[5]

5) In der Diskussion, die sich an diesen Vortrag anschloß, machte F. Alexander geltend, daß meine Ausführungen nichts Neues enthielten, das über seine eigenen Arbeiten und die von Th. Reik und S. Rado hinausginge. Ich möchte darauf verzichten, diesen Einwurf im einzelnen zu entkräften; im nachfolgenden sei jedoch eine Aufstellung der in Betracht kommenden psychoanalytischen Arbeiten zu diesem Gegenstande gegeben, um dem Leser die eigene Urteilsbildung zu ermöglichen:

Th. Reik: Strafbedürfnis und Geständniszwang, Wien, 1925. — H. Nunberg: Schuldgefühl und Strafbedürfnis, Int. Zschr. f. Psa., XII, 1926. — S. Rado: Eine ängstliche Mutter, Int. Zschr. f. Psa., XIII, 1927. — F. Alexander: Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit, Wien, 1927. — S. Rado: Das Problem der Melancholie, Int. Zschr. f. Psa., XIII, Wien, 1927. — Sigm. Freud: Das Unbehagen in der Kultur, Wien, 1930. — H. Nunberg: Allgemeine Neurosenlehre, Bern, 1932. — L. Jekels: Die Psychologie des Schuldgefühls, Psa. Bewegung, IV, 1932.

Zur Psychologie der Langeweile

Von

Otto Fenichel

Oslo

Über das merkwürdige Erscheinungsgebiet der Langeweile liegt von psychoanalytischer Seite nur eine einzige Arbeit vor, „Angst vor dem Neuen, Neugier und Langeweile" von Alfred Winterstein,[1] die wir im folgenden auch öfter heranziehen werden, die aber viele Probleme ungelöst läßt. Wahrscheinlich sind es psychologisch recht verschiedene Zustände oder Verhaltungsweisen, die mit dem Namen „Langeweile" bezeichnet werden. Auch der folgende Versuch macht keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit und hofft nur, einen bestimmten Typus von Langeweile zu kennzeichnen.

Gehen wir von der Definition von Lipps aus,[2] die auch Winterstein heranzieht. Die Langeweile „ist ein Unlustgefühl aus dem Widerstreit zwischen dem Bedürfnis intensiver psychischer Betätigung und dem Mangel der Anregung dazu, bzw. der Unfähigkeit, sich dazu anregen zu lassen". Fügen wir hinzu, daß neben dem „Bedürfnis intensiver psychischer Betätigung" stets gleichzeitig eine Hemmung solcher Betätigung vorhanden ist, die als solche gefühlt wird — man weiß nicht, *wie* man sich betätigen soll oder will —, und daß aus diesem Zwiespalt heraus die Anregung von der Außenwelt gesucht wird. Ferner, daß der „Mangel der Anregung" — wie ja auch der Zusatz „die Unfähigkeit, sich dazu anregen zu lassen" ausführt — sehr häufig nicht äußerer Wirklichkeit entspricht; wie das Nebeneinander von Betätigungsdrang und Betätigungshemmung die Langeweile charakterisiert, so auch das von Reizhunger und Unzufriedenheit mit den gebotenen Reizen. Die Frage nach den *Hemmungen* sowohl des Betätigungsdranges als auch der Bereitschaft, die ersehnten anregenden Reize anzunehmen, wird also zum Hauptproblem der Psychologie der Langeweile.

Würde man versuchen, rein deskriptiv den Gemütszustand der Langeweile zu erfassen, so könnte man sie am ehesten bezeichnen als ein „unlustvolles Erleben von Impulslosigkeit". Diese Formel stellt ein Problem, das zunächst aus dem Wege zu räumen ist: Wir nehmen an, daß der Spannungszustand des psychischen Apparats durch innere und äußere Reize steigt, und daß die gesteigerte Spannung Impulse auslöst, d. h. Tendenzen, die wieder die Spannungslosigkeit herbeiführen wollen. Man sollte also unlustvolle Triebregun-

1) In „Die psychoanalytische Bewegung" II, 1930.

2) „Leitfaden der Psychologie".

gen und lustvolle Triebbefriedigungen bzw. unlustvolle Impulse und lustvolle Impulslosigkeit erwarten. Das Problem, daß es dennoch auch lustvolle Impulse gibt, ist schon öfter diskutiert worden.[3] Das entsprechende Problem der lustvollen Impulslosigkeit scheint dem der Langeweile zu entsprechen. — Aber die Langeweile hat, wie schon die obige Definition sagte, neben der Impulslosigkeit ein „Bedürfnis intensiver psychischer Betätigung"; „Impulslosigkeit" und „Spannungslosigkeit" fallen durchaus nicht zusammen. Warum, lautet vielmehr das Problem, führt hier Spannung nicht zu Impulsen, warum verlangt sie, statt sich in Form von Triebimpulsen bemerkbar zu machen, nach „Anregungen" von seiten der Außenwelt, die dem Betreffenden erst sagen sollen, was er tun solle, um seine Spannung abzubauen?

„Reizhunger", der sich an die Außenwelt wendet, gibt es selbstverständlich auch außerhalb des Erscheinungsgebietes der Langeweile. Er entsteht in dem Moment, wo das kleine Kind erkennt, daß von der Außenwelt Reize ausgehen, die zur Triebbefriedigung benutzt werden können. Ist die Erfahrung lustvoller Reize einmal gemacht, so tritt im Zustand der Triebspannung eine Sehnsucht nach solchen Reizen auf. Sie geht mit Unwillen gegen zur Entspannung ungeeignete gerade vorhandene Objekte oder Reize einher und führt, wenn geeignetere nicht erreicht werden können, zu Introversion und Phantasietätigkeit und schließlich zu aktualneurotischen Erscheinungen der Libidostauung. Kann man einen solchen Zustand der Sehnsucht nach adäquaten Objekten und der Unlust an vorhandenen inadäquaten „Langeweile" nennen? Korrekterweise wohl nicht; es geschieht aber dennoch manchmal. Von Objekten oder Reizen, die einem nicht die „Abfuhrhilfe" geben, die man legitimerweise verlangen kann, pflegt man zu sagen, sie „langweilen" einen. Wir kommen darauf zurück. Aber wer „sich" im eigentlichen Sinne „langweilt", sucht ein Objekt, nicht um an ihm seine Triebimpulse zu betätigen, sondern um mit seiner Hilfe ein ihm fehlendes Triebziel zu gewinnen.

Die Triebspannung ist da, das Triebziel fehlt. Die Langeweile muß ein Zustand von Triebspannung bei verdrängten Zielen sein, wobei die Spannung sich dennoch als solche spürbar macht, weshalb man im Verdrängungskampf Hilfe von der Außenwelt verlangt. Wer sich langweilt, ist demjenigen zu vergleichen, der, nachdem er einen Namen vergessen hat, ihn von anderen erfahren will.

Diese Formel, die zwar richtig, aber nicht spezifisch ist, macht uns immerhin schon einiges verständlich, z. B. die „Unfähigkeit, sich anregen zu lassen". Wenn derjenige, der sich langweilt, nach „Anregungen" verlangt, weil ihm Triebziele durch Verdrängung verlorengegangen sind, so ist es verständlich,

3) Von Freud in „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", Ges. Schr. Bd. V., und in „Das ökonomische Problem des Masochismus", Ges. Schr. Bd. V.

daß er einerseits solchen Anregungen, die ihm die ersehnte Entspannung wirklich bringen könnten, den gleichen Widerstand entgegensetzt, der auch die Verdrängung der Triebziele herbeigeführt hat; ist anderseits die „Anregung", die die Außenwelt bietet, vom ursprünglichen Triebziel zu weit entfernt, so kann die Verschiebung der Besetzungsenergie auf die neu vorgeschlagene Tätigkeit nicht erfolgen.

Wer einen Triebanspruch abwehrt, befindet sich in einem Konflikt; das Es will eine Triebhandlung, das Ich will sie nicht. Derselbe Konflikt wiederholt sich nun auch gegenüber den Reizen, die aus der Außenwelt kommen. Das Es strebt sie als „Triebersatz" an, das Ich will zwar seine Spannung lösen, aber dabei nicht an das ursprüngliche Triebziel erinnert werden, es sucht „Ablenkung" oder „Zerstreuung" seiner auf das unbewußte Triebziel fixierten Energien. Man widersetzt sich der Ablenkung und Zerstreuung, insofern der ursprüngliche Trieb fortbesteht; man widersetzt sich ihr aber auch, wenn der Ersatz dem Ursprünglichen zu nahe ist.

Wir kennen verschiedene Zustände von hoher Spannung bei Verdrängung des Triebziels. Wir erwarten in solchem Falle zunächst ein Bild, das von dem der Langeweile recht erheblich abweicht. Jeder kennt die allgemeine innere und meist auch motorische Unruhe, die allgemeine „Zappligkeit", die in solchem Falle eintritt. So verschieden ein solcher Unruhezustand von der manifesten Ruhe des sich Langweilenden ist, so erkennen wir doch, daß tatsächlich diese beiden Zustände eine innere Verwandtschaft haben. Langeweilezustände dieser Art sind in tonischer Bindung dasselbe, was die motorische Unruhe sozusagen klonisch ist. Es bleibt die Frage, unter welchen Umständen eine solche tonische Bindung erfolgt, und unter welchen sie die typische Gestalt der Langeweile annimmt; denn auch tonische Bindungen akuter Triebspannungen bei verdrängtem Triebziel gibt es offenbar in verschiedenen Formen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die bisherigen Überlegungen für alle Formen der Langeweile gelten. Sicher treffen sie für einen besonderen pathologischen Typ der Langeweile zu, den man klinisch untersuchen kann. Sein Verständnis wird uns erleichtert, wenn wir mit ein paar Bemerkungen über das Verhältnis von Langeweile und Monotonie beginnen.

Man empfindet eine monotone Außenwelt oft als langweilig. Eine monotone Außenwelt liefert von sich aus nicht neue Reize, erhöht nicht spontan die innere Spannung. Monotone Reize wirken einschläfernd. Wenn die Außenwelt nicht reizt, zieht man die Libido von ihr zurück. Oft aber können gerade monotone Reize in bestimmt geartete Erregung versetzen. Man erinnere sich nur an die Wirkung der Monotonie beim Gebet oder bei primitiven

Tänzen u. dgl. Bei diesen Maßnahmen dient die Monotonie offenbar in gleicher Weise wie bei den als Schlafmittel angewendeten monotonen Reizen dazu, das Subjekt zu bewegen, die Libido von der monoton gewordenen Außenwelt zurückzuziehen, nur hier zu dem Zwecke, um die narzißtische Libido entsprechend zu erhöhen. Dies aber wird wiederum durch die besonderen Eigenschaften der monotonen Reize, die ja doch tatsächlich Reize sind und etwas anderes als Reizlosigkeit, erleichtert. Monotone Reize, besonders wenn sie rhythmisch sind, erleichtern offenbar besondere Zustände der Erregung, nämlich Erregungen mit einem gewissen narzißtischen Einschlag, Ekstasezustände. Nicht nur starke Außenweltreize, sondern auch schwache, wenn sie monoton-rhythmisch erfolgen, erregen sexuell (und zwar in einer Weise, daß mehr die Erregung als solche und nicht das erregende Objekt im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht). Beim kleinen Kind, wo die sexuelle Erregung von der sexuellen Befriedigung noch nicht recht zu unterscheiden ist, wirken sie einschläfernd. Später können sie auch gesteigertes Verlangen nach Befriedigung setzen. Würde man fragen, ob solche Reize nun also beruhigend oder beunruhigend sind, so wäre eine solche Frage falsch gestellt; sie können beides sein; ob sie das eine oder das andere mehr sind, hängt vom Verhältnis der Erregung zur Befriedigung ab.

Monotone Rhythmen als Erlebnisse auf einzelnen Sinnesgebieten oder auf allen zugleich, besonders häufig monoton-rhythmische Sensationen im Bereiche des Gleichgewichts- und Raumsinnes, finden wir häufig in Analysen als Erinnerungsspuren an infantil-sexuelle Erregungen. Die Selbstwahrnehmung des eigenen Pulsrhythmus spielt dabei eine große Rolle. Die Bedeutung des Fiebers als sexuelles Stimulans bei Kindern hängt damit zusammen.

Unter Umständen wirkt Monotonie nicht nur einschläfernd oder ekstasierend, sondern intensiv unlustvoll. Man erlebt etwa plötzlich den Impuls, den monotonen Reiz unbedingt sofort zu unterbrechen. — Solche Unlust ist vergleichbar der Unlust, die entsteht, wenn eine sexuelle Betätigung in vorgeschrittenem Zustand der Erregung plötzlich abgebrochen werden muß. In solchem Fall hat also der monotone Reiz eine sexuelle Erregung erzeugt, deren Ablauf gestört wurde. Eine solche Störung kann entweder von innen kommen und psychogen bei Menschen auftreten, die ihre sexuelle Erregung nur bis zu einem gewissen Grad angstfrei vertragen, besonders wenn sie qualitativ infantilen Charakter trägt, wie es offenbar bei solcher „Monotonieerregung" der Fall ist; oder sie kann äußerlicher Natur sein, indem die wachsende Erregung auch sich steigernder Reize oder der Aussicht auf irgendeine „Endlust" bedarf, so daß die sich nicht steigernde Monotonie des weiter wirkenden Reizes inadäquat wird.

Das Studium dieser Wirkungen gelingt besonders bei der direkten oder indirekten (am Erwachsenen vorgenommenen) Analyse der Wirkung nächtlicher Geräusche auf neurotische Kinder, z. B. einer tropfenden Wasserleitung, eines Schnarchens u. dgl. Solche Geräusche versetzen das Kind in Erregung, resp. in Angst und „Unterbrechungsunlust". Wir pflegen bei der Entdeckung solcher Erregungen oder Ängste mit Recht zunächst an Erlebnisse vom Charakter der „Urszene" zu denken. Wir dürfen aber über dieser Deutung nicht vergessen, daß Erregung, Angst und Unruhe auch jenen Situationen entsprechen, wo nach einmal erlebter Urszene deren Wiederholung vergebens erwartet wurde. In solchen nächtlichen Erwartungen ist das Kind zur Außenwelt in ähnlicher Weise konfliktuös eingestellt, wie wir es vorhin für den Erwachsenen, der sich langweilt, ausgeführt haben. Der Trieb verlangt, die Außenwelt möge jenes sexuell erregende Schauspiel wiederholen und so die unerträgliche Erwartungsspannung beendigen; das Ich, das die gewaltige Erregung der Urszene mehr fürchtet als die unangenehme Erwartungsspannung, verlangt von der Außenwelt, sie möge es „zerstreuen, Licht anzünden, Mut zusprechen und von all dem Spuk der nächtlichen Ängste und Erregungen zur nüchternen Wirklichkeit ablenken".

Erregung, Angst und Unterbrechungsunlust stehen einander dabei sehr nahe und können ineinander umschlagen. Daß gerade auf diesem Gebiete Wollust bei kleinsten quantitativen Veränderungen der Konstellation in Angst umschlagen kann, ist bekannt. Aber auch Zuständen, die subjektiv nur als „Langeweile" erlebt werden, steht beides nahe. Man kann z. B. häufig bei „Unmusikalischen", die sich beim Anhören von Musik „langweilen", ein Umschlagen in Angst oder Unlust vom geschilderten Charakter beobachten. Von der gleichen quälenden Art ist die „Langeweile" der langen Nächte, über die manche Schlaflosen klagen.

Bei solcher Langeweile scheint also eine intensive konfliktvolle Erregung subjektiv verschwunden, während Zeichen dafür vorhanden sind, daß sie noch fortbesteht. Insofern scheint die Langeweile als eine Variante oder Unterabteilung der „Depersonalisation", bei der ja ebenfalls meist keine Rede davon ist, daß die Libido der inneren Wahrnehmung wirklich entzogen wurde, sondern wo nur eine Gegenbesetzung, meist bemerkbar an der gesteigerten Selbstbeobachtung, sich ihr entgegenstellt.[4]

Es gibt Kinder, die vor „Langeweile" schließlich zu weinen beginnen. Mit solchem Weinen und Unruhigwerden ist die tonische Bindung wieder durchbrochen, und was die Kinder „Langeweile" nennen, ist nun von der mani-

4) Vgl. Fenichel „Über organlibidinöse Begleiterscheinungen der Triebabwehr", Int. Ztschr. f. Psa., XIII, 1927.

festen Unruhe der „Zappligkeit" kaum zu unterscheiden. Daß die Kinder es aber so nennen, zeigt die Verwandtschaft der Zustände an. — Den Sinn dieser Langeweile kann man also schematisch ungefähr folgendermaßen formulieren: „Ich bin erregt. Lasse ich die Erregung weiter zu, so bekomme ich Angst. Deshalb sage ich mir: Ich bin gar nicht erregt, ich will gar nichts tun. Gleichzeitig spüre ich aber, daß ich dennoch etwas tun will; da ich aber mein ursprüngliches Ziel vergessen habe, weiß ich nicht, was. Die Außenwelt muß etwas tun, was mich aus meiner Spannung befreit und mir doch nicht Angst macht. Sie muß machen, daß ich handle, dann bin ich der Verantwortung enthoben. Sie muß mich ‚ablenken', ‚zerstreuen', damit das, was ich tue, von meinem ursprünglichen Ziele weit genug entfernt ist. Sie soll das Unmögliche möglich machen: mir Entspannung ohne Triebhandlung verschaffen."

Diese Bedeutung von Zuständen der Langeweile wurde besonders klar bei einem Patienten, dessen ganze Analyse unter dem Zeichen heftigster Übertragungswiderstände stand. Diese Widerstände waren von zweierlei Art: rastlose motorische Unruhe oder Langeweile; die Analyse ergab eben, daß diese beiden manifest so verschiedenen Zustandsbilder derselben latenten seelischen Situation auf verschiedene Weise Ausdruck gaben. Die Zustände der motorischen Unruhe nannte der Patient das „Bösesein". Er war ständig auf den Arzt ärgerlich, mitunter wütend, und wußte ihm nichts anderes vorzuwerfen, als daß er ihn nicht durch ein Wunder mit einem Schlage gesund mache. Er war in seinen Assoziationen vollkommen gehemmt und auf den Analytiker wütend, daß nicht ein Zauberwort von ihm den Mangel an Assoziationen behob. Dieses „Bösesein" war eben von lebhafter allgemeiner Unruhe und von quälenden subjektiven Gefühlen der Unerträglichkeit der gegenwärtigen Gemütslage begleitet, wie wir sie von akut libidogestörten Menschen kennen. Den Sinn dieses Verhaltens klärt ein Blick auf das Sexualleben des Patienten. Er litt an einer akuten Libidostörung von der Art, daß er, wenn er mit einer Frau zusammen war, das Beisammensein normal einleitete, auch normale Wollust empfand, bis die Erregung einen gewissen Grad erreicht hatte; dann trat — oft vor, manchmal auch nach der Einführung des Gliedes — ein plötzlicher Umschlag ein. Er empfand nicht Lust, sondern intensive Unlust allgemeiner Art, wußte nicht, was er nun machen sollte, und wurde auf die Frau „böse", weil er meinte, sie müßte ihn durch irgendein Eingreifen momentan aus seiner unangenehmen Lage befreien. — Auch außerhalb des Sexuellen zeigte er einen masochistischen Charakter, d. h. er demonstrierte immer sein Unglücklichsein und war auf die jeweils Anwesenden „böse", daß sie nicht, von Mitleid ergriffen, sofort irgendein Wunder taten, das ihn befreite. Die Analyse ergab, daß die ständige, aber im Sexuellen exazerbierende Erregung infantile Situationen wiederholte, bei denen er bei seiner Mutter im Bett ge-

legen hatte. In Verdrängung seiner aktiven auf die Mutter gerichteten phallischen Wünsche erwartete er von ihr ein Eingreifen, das ihm einerseits die schuldlose sexuelle Befriedigung bieten, andrerseits ihn von seinen sexuellen Gedanken ablenken sollte. Charakteristischerweise war diese Tätigkeit, die er von der Mutter und später von allen Menschen ersehnte, als orale Befriedigung gedacht. — Derselbe Patient hatte nun an manchen Tagen statt seiner masochistischen anklagenden Erregung Zustände von „Langeweile". An diesen Tagen konnte er zwar auch nicht assoziieren, aber er fühlte sich subjektiv ganz anders. Er spürte keine unerträgliche Spannung, sondern angeblich „gar nichts", und erklärte andauernd die Analyse und alles, was dazu gehört, für so langweilig, daß er keine Lust habe, erst etwas zu sagen, auch gar nicht wüßte, was er sagen sollte, und demnächst die Analyse aufgeben werde. Die Art, wie diese Zustände mit den oben geschilderten abwechselten, ließ keinen Zweifel daran, daß sie zunächst eine gelungene Abwehr der Erwartungserregung war, mit der der Patient sonst auf das von ihm ersehnte (orale) zaubernde Eingreifen des Analytikers wartete. — Ein kleines Assoziationsexperiment an einem solchen Tage sei mitgeteilt als Beweis dafür, daß in dieser Stimmung die sonst manifeste Erregung auch vorhanden, nur tonisch gebunden war: Als der Patient erklärte, er langweile sich so, wurde er aufgefordert, die Grundregel ganz besonders genau einzuhalten und darauf zu achten, daß er keinen Einfall als „zu langweilig" unterdrücke. Er sagte, er sehe in die Zimmerecke und denke, wie es wäre, wenn da ein Spinnennetz säße. Man könnte dann einen Besen nehmen und damit die Wand auf- und abkehren, immer auf und ab. Im übrigen habe er Zahnweh; er komme eben vom Zahnarzt, der ihm mit seiner Bohrmaschine die Zähne auf- und abgefahren sei. — Er wird darauf aufmerksam gemacht, daß man Sensationen im Munde in den Dimensionen verkenne, daß die Idee vom Abkehren der Wand also zeige, daß er sich innerlich noch beim Zahnarzt und nicht beim Analytiker fühle. Er phantasiere, der Analytiker tue ihm etwas Erregendes im Mund. „Jetzt fällt mir nur Unsinn ein", setzt der Patient fort, „ich könnte beliebige Wörter sagen, etwa Lichtschalter oder Nachttopf." Lichtschalter und Nachttopf sind Hilfsmittel, mit denen die Erwachsenen ein nächtlich angsterregtes Kind zu beruhigen suchen. Der ganze Zustand war also zu deuten: „Ich habe Angst, tue mir etwas Beruhigendes (Beunruhigendes) im Munde!". Die Langeweile, in der sich der Patient befand, leugnete die eigene Erregung in der Art der Depersonalisation.

Man könnte fragen, ob es für diese Art der „tonischen" Erregungsbindung in der Langeweile charakteristisch sei, daß es sich um „Triebe mit passivem Ziel" handelt, die abgewehrt werden und als unbestimmte Aufforderungen an die Außenwelt nach „Anregung" aus der Abwehr wiederkehren. Wir würden

das verneinen und eher meinen, daß wir bei diesem Mechanismus sozusagen einer „Verwandlung von Aktivität in Passivität“ in statu nascendi zusehen können: man will durch passives Erleben aus einer Spannung befreit werden, die entstand, weil man Angst vor seinen eigenen aktiven Impulsen hat.

Wir können uns nicht verhehlen, daß wir mit all dem bisher Ausgeführten die vorhin gestellte Frage nicht gelöst haben, was die „tonische Bindung“ ermögliche, und wodurch sich die „tonische Bindung“ der „Langeweile“ von anderen unterscheide. Wann tritt motorische Unruhe auf und wann das Gefühl der Impulslosigkeit und die Sehnsucht nach Ablenkung?

Eine endgültige Antwort auf diese Frage können wir nicht bieten. Wir müssen uns zunächst an eines halten: Bei jeder tonischen Bindung, also auch bei der Langeweile, ist mehr abgewehrt als bei motorischer Unruhe, nämlich die motorischen Impulse selbst. Aber auch dies ist keine prinzipielle Antwort, denn es gibt sowohl Menschen, die in Zuständen der Libidostauung, die keineswegs als Langeweile bezeichnet werden können, sich motorisch vollkommen ruhig verhalten, als auch solche, die im Zustand der Langeweile herumlaufen und alle möglichen Handlungen begehen. „Blasierte“ Menschen sind dafür bekannt, daß sie aus „Langeweile“ allerhand mehr oder minder sinnlose Handlungen begehen. Der sogenannte „Spleen“ der Engländer ist von dieser Art. Wir haben hier eine Variante der Langeweile vor uns, bei der das sich langweilende Ich nicht die Außenwelt in Anspruch nimmt, sondern sich selbst „Ersatzhandlungen“ ausdenkt, die die Spannung lösen, also Vertreter der Triebhandlungen sein, andrerseits aber von ihnen „ablenken“ und sie verleugnen sollen. — Die Lahmlegung der Motorik ist also nicht das einzige und nicht das wesentliche Charakteristikum. Sie kann auch ausbleiben und jedenfalls muß zu ihr noch etwas hinzukommen: jener Mechanismus, den wir als depersonalisationsverwandt bezeichnet haben, der Umstand, daß der innerlich so hoch gespannte Mensch es fertigbringt, die Tatsache dieser Spannung so weitgehend vor sich selbst zu verleugnen. Bekannt ist, daß, wer phantasiebegabt ist, sich selten langweilt, und daß die zur Langeweile disponierten Menschen unfähig oder gehemmt sind in der Produktion von Tagträumen. (Mein früher erwähnter Patient war in ausgesprochenem Maße phantasielos.) Offenbar ermöglicht eine reiche Phantasie, sich in Tagträumen bis zu einem gewissen Grade zu entlasten, während der Wegfall dieser Möglichkeit die massive Gegenbesetzung der Absperrung innerer Wahrnehmungen erfordert.

Fehlt in einem Zustand dieser Art die innere Wahrnehmung der eigenen Erregung? Wir haben schon die Tränenausbrüche aus Langeweile erwähnt; mußten allerdings auch hinzufügen, daß wir gerade sie als nicht charakteristisch „langweilig“ ansehen können. Offenbar sind die Übergänge von „Zapplig-

keit" zur „Langeweile" fließend; die ausgesprochenen Fälle aber sind eben dadurch charakterisiert, daß der Betreffende selbst glaubt, in gewissem Grade erregungslos zu sein, was er eben „sich langweilen" nennt.

Die Frage, ob es vorwiegend Triebe mit passiven Zielen sind, deren Zielverdrängung zu der beschriebenen Art der Langeweile führt, haben wir verneint; aber vielleicht läßt sich ein anderer Triebinhalt als charakteristischer herausheben: Sind es nicht vielleicht einerseits aggressive, andrerseits narzißtische Bedürfnisse, die da vorwiegend in Betracht kommen? Die Beziehungen der Langeweile zu Schwankungen des Selbstgefühls, zu „Stimmungen", sind nicht zu übersehen. Es gibt auch Fälle von „periodischer Langeweile", die von vornherein an einer Verwandtschaft mit dem manisch-depressiven Kreis keinen Zweifel lassen. — Solche Formen der Langeweile gehen fließend in bestimmte Arten der Depression über. — Wir kennen ja auch sonst Formen von Depressionsabwehr bzw. -äquivalenten, die der depressiven Herabsetzung des Selbstgefühls dadurch entgehen wollen, daß sie sich von der Außenwelt „ablenken" lassen. Die Süchtigen greifen in solchen Zuständen zu Außenweltreizen, die dank ihrer chemischen Beschaffenheit die Selbstgefühlslage wirklich zu ändern imstande sind. Der Psychopath mit „Wandertrieb" verläßt, wenn die Depression kommt, den Ort seines Aufenthaltes, um durch Wechsel seines Milieus „Zerstreuung" zu finden.

Widerspricht diese Verwandtschaft mit der Depression unseren früheren Überlegungen über die Psychogenese der Langeweile? Keineswegs. Die der Depression verwandte Langeweile ordnet sich als Spezialfall der geschilderten pathologischen Form der Langeweile überhaupt ein. Haben wir gesagt, es handle sich stets um Triebspannungen, die bei verdrängtem Ziel dennoch wahrgenommen, aber verleugnet werden, aus denen man durch Eingriffe der Außenwelt gerettet zu werden hofft, so hier um Spannungen der narzißtischen Bedürfnisse eines gekränkten Selbstgefühls bzw. all jener aus der Psychogenese der Depression bekannter oral-sadistischer Triebansprüche. Von hier aus werden wir verstehen, wenn unter den Handlungen, die man in Langeweile „zur Zerstreuung" unternimmt, Essen, Trinken und Rauchen eine bevorzugte Stellung einnehmen, sowie daß pathologische Langeweile lange einer Sucht, einer Neurose mit „Impulshandlungen" o. dgl. vorangehen kann. — Aber wir glauben nicht, daß narzißtische Bedürfnisse bzw. oral-sadistische Impulse die einzigen sind, deren Stauung zu Langeweile führen können.

Die Beziehungen zwischen Langeweile und Einsamkeit sind nun unschwer zu verstehen. Ist es richtig, daß die unbewußte Situation desjenigen, der sich langweilt, darin besteht, daß er in einer ihm selbst nicht bewußten Trieberregung, die er für gefährlich hält, Hilfe durch Außenweltreize erwartet, so

ist klar, daß die ätiologischen Bedingungen für Langeweile und Einsamkeitsangst die gleichen sein müssen. Die Beziehungen zur Onanie sind, ebenso wie beim Neurotiker mit „Budenangst", von zweierlei Art: Wer sich langweilt, kann, ebenso wie der Einsame, eigentlich die Onanieversuchung fürchten und bekämpfen, so daß ihm die Sehnsucht nach Zerstreuung anstatt eines Onanieimpulses bewußt wird; oder er kann im Versuch, einer lästigen Triebspannung, deren Ziel ihm völlig unbewußt ist, zu entgehen, gerade zu wiederholten Onanieakten greifen; auch zwischen Langeweile und sogenannter Zwangsonanie bestehen breite Verbindungen.[5]

Man erinnere sich in diesem Zusammenhang auch an die von Ferenczi so genannten „Sonntagsneurosen".[6] Es gibt „Sonntagsneurotiker", deren Symptom nur darin besteht, daß sie sich an Sonntagen oder im Urlaub u. dgl. nur langweilen. Das sind Menschen, denen, solange sie arbeiten, das Ziel gelingt, das der sich Langweilende vergebens zu erreichen sucht, nämlich sich in einer Situation der Triebstauung „abzulenken". Fällt die Ablenkung weg, so macht sich die Spannung bemerkbar, und die sonst latente „Langeweile" wird manifest. Gewöhnlich wirken dabei Erinnerungen an Sonntage aus der Kinderzeit mit, in denen die Triebstauung dadurch noch künstlich gesteigert wurde, daß die triebhungrigen Kinder ganz besonders an Triebäußerungen gehindert wurden.

Haben wir nun die Mechanismen einer pathologischen Form der Langeweile skizziert, so bleibt die Frage, ob sie für das Phänomen Langeweile überhaupt die wesentlichen sind. Wie sieht denn eine anders gebaute „normale" Langeweile aus? Sie tritt ein, wenn man nicht tun darf, was man will, oder wenn man etwas tun muß, was man nicht will. Diese „harmlose" Langeweile scheint auf den ersten Blick ein ganz anderes Phänomen als die bisher beschriebene, aber man erkennt leicht, worin die Gemeinsamkeit mit ihr liegt: Etwas Erwartetes tritt nicht ein. Dort nicht, weil man die erwartete Triebhandlung aus Angst verdrängt, hier nicht, weil die Beschaffenheit der realen Situation die erwartete Entspannung nicht zuläßt. (Hierher gehört auch, daß im Zustand der unbefriedigbaren Müdigkeit die schlafhindernde Außenwelt als langweilig empfunden wird.) Wann allerdings eine solche versagende Außenwelt Aggression mobilisiert, wann sie ohne weiteres ertragen werden kann, wann sie Enttäuschung hervorruft und wann man sie bloß als „langweilig" empfindet, ist nicht so leicht zu sagen. Man vergesse nicht, daß man ja eine gewisse „Abfuhrhilfe" von der Außenwelt fordern darf. Bleibt sie aus, dann langweilt man sich sozusagen mit Recht. Es ist die Situation,

5) Siehe Fenichel „Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen", S. 51.
6) Ferenczi „Sonntagsneurosen", Int. Ztschr. f. Psa., V., 1919.

zu deren Kennzeichnung Winterstein den Feldmarschall Fürsten Ligne zitiert: „Nicht ich langweile mich, es sind die anderen, die mich langweilen."[7] Deshalb wirkt ein „affektgesperrter" oder sonst mit stark charakterlich verankerten Gegenbesetzungen ausgestatteter, etwa besonders korrekter oder sonstwie „starrer" Mensch so langweilig. Seine Gefühlsferne entspricht nicht den Trieberwartungen, die die Menschen einander entgegenbringen. Wir finden häufig, daß solche Menschen unter der Angst leiden, sie könnten langweilig wirken, und müssen sagen, sie haben mit solcher Angst Recht. Analysiert man diese Angst, so findet man, daß in der vom Patienten selbst so gefürchteten Art, andere Menschen zu langweilen, große Quantitäten von Sadismus gebunden sein können.

Eine für die Konstitution der Langeweile zweifellos wichtige Beziehung haben wir bisher noch nicht erwähnt, die zur Zeit. Schon das Wort „Langeweile" deutet ja darauf hin, daß bei diesem Zustand stets Veränderungen des subjektiven Zeitgefühls bestehen. Erlebt man vielerlei Reize aus der Außenwelt, so erscheint die verbrachte Zeit bekanntlich kurz; bringt die Außenwelt nur monotone Reize, oder können ihre Reize infolge subjektiver Umstände nicht als spannungslösend erlebt werden, so wird die „Weile lang". Infolge dieser Grundeigenschaft des subjektiven Zeitgefühls scheint die Sensation, die dem ganzen Erlebnis „Langeweile" den Namen gegeben hat, nur eine sekundäre Folge der geschilderten Mechanismen zu sein. Es läßt sich aber auch nicht die Möglichkeit von der Hand weisen, daß dort, wo primäre Störungen des subjektiven Zeitgefühls vorliegen, das Eintreten oder das Spielen der geschilderten Mechanismen dadurch erleichtert wird. Das ist aber der Fall bei Menschen, die das Zeitempfinden sexualisiert haben[8], und das ist wieder der Fall besonders bei gewissen Typen des Analcharakters. Von hier aus können wir Winterstein beipflichten, wenn er manchen Analcharakter als zur Langeweile besonders disponiert beschreibt und die Langeweile überhaupt mit dem Phänomen des „Zeitgeizes" in Beziehung bringt.[9]

Was Winterstein sonst über die Disposition zur Langeweile ausführt, stimmt mit unseren Überlegungen gut überein. Er schreibt, man „möchte hier zwei Typen unterscheiden: den blasierten, durch Überreizung abgestumpften, nach Genuß schmachtenden und genußunfähigen Menschen (vielleicht beruht hier die Langeweile auf physiologischer Grundlage) und jenen, der vor der peinigenden Langeweile in die Arbeit flieht, weil ihn alles, was nicht Pflichterfüllung ist, langweilt". Nun scheinen uns diese zwei Typen lediglich als zwei Varianten der chronischen Libidostauung, die sich als Span-

7) Winterstein, a. a. O., S. 550.
8) Vgl. Harnik „Die triebhaft-affektiven Momente im Zeitgefühl", Imago XI, 1925.
9) a. a. O., S. 552.

nung bemerkbar macht, während das Triebziel verdrängt ist. Der erste Typ ist der orgastisch Impotente, der infolge seiner Genußunfähigkeit „schmachten" muß. (Daß seine „Abstumpfung" durch „Überreizung" entstanden ist, möchten wir allerdings nicht glauben. Wir würden meinen, daß seine psychogene Libidostauung ebenso Ursache seines Schmachtens nach Reizen wie seiner Abstumpfung ist.) Der zweite ist der „Sonntagsneurotiker", von dem wir vorhin sprachen. Auf physiologischer Grundlage aber, meinen wir, beruht die Langeweile in beiden Fällen, nämlich auf der physiologischen Grundlage der Libidostauung.

Über genetische Psychologie und Psychoanalyse[1]

Von

Raymond de Saussure

Genf

Einleitung

Am Internationalen Psychologischen Kongreß in Kopenhagen im August 1932 sagte Claparède: „Unser Kollege Murchison veröffentlicht alle fünf Jahre Bücher über Psychologien" — er gebrauchte den Plural —, „über Behaviourismus, Reflexologie, dynamische Psychologie, Psychoanalyse... sehr interessante Sammelwerke, die vor allem beweisen, daß unsere Wissenschaft noch recht zurück ist. Es gibt nicht mehrere Physiken und nicht mehrere Chemien, ebenso gibt es nur eine Psychologie oder besser, es sollte nur eine geben" (1).

Wir stimmen diesen Worten unseres Lehrers vollkommen zu und dieser Bericht möchte den bescheidenen Versuch bedeuten, einen Teil der Ergebnisse der Psychoanalyse in den Rahmen einer allgemeinen Psychologie einzufügen. Wir glauben, daß die Psychoanalyse eine große Zahl endgültig gesicherter Tatsachen enthält und wenn dem so ist, so müssen diese Tatsachen zwangsläufig mit den Kenntnissen einer allgemeinen Psychologie zahlreiche Berührungen besitzen. Diese Tatsachen können nur dadurch gesichert werden, daß sie, nachdem sie unter psychoanalytischer Betrachtung gewonnen wurden, auch von anderer Seite her bestätigt werden und zu weiteren, von anderen Methoden her beleuchteten Erörterungen Anlaß geben.

Das Ganze der psychoanalytischen Forschungen wird dadurch gekennzeichnet, daß sie neues Licht auf den Inhalt des kindlichen Denkens geworfen haben. Das unmittelbare Denken des Kindes mußte jenen Beobachtern entgehen, die zugleich auch ein pädagogisches Ziel verfolgen und die sich daher

---

1) Übersetzt von Dr. Helmut Polt. Vortrag, gehalten am „Congrès des Psychanalystes de langue française" in Paris am 18. Dezember 1933.

Diese Tagung stand im Zeichen der Auseinandersetzung mit den Forschungsergebnissen und psychologischen Anschauungen Jean Piagets. An das hier vorliegende Einleitungsreferat schloß sich ein Vortrag von Jean Piaget an, dessen Abdruck in deutscher Sprache mit Genehmigung des Verfassers in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift erfolgen wird. Über die Diskussion, die beiden Vorträgen folgte, unterrichtet ein Sitzungsbericht in der „Revue française de Psychanalyse" (tome VII, 1934, pag. 116—136), deren Schriftleitung wir für ihr freundliches Entgegenkommen verpflichtet sind.

Die in Rede stehenden Probleme scheinen so bedeutsam zu sein, daß die Redaktion der „Imago" nach Erscheinen der Abhandlung Prof. Piagets einen Meinungsaustausch auf breiterer Grundlage anzuregen beabsichtigt.

vornehmlich für die Art interessieren, in der sich das Kind die Gedanken des Erwachsenen zu eigen macht.

Parallel mit den Entdeckungen Freuds, nur später als er, suchte eine Schule von Psychologen, deren bedeutendste Vertreter Piaget und Luquet sind, die Struktur des kindlichen Denkens zu erfassen. Es schien mir interessant, Herrn Prof. Piaget zur Mitarbeit aufzufordern, um die Ergebnisse beider Betrachtungsweisen einander gegenüberzustellen. Diese Gegenüberstellung schien mir um so interessanter, als sich Freud nicht nur auf den Inhalt des kindlichen Denkens beschränkt, sondern auch versucht hat, einzelne Mechanismen seiner Struktur zu beschreiben, etwa den Vorgang der Identifizierung, der Projektion, der Verschiebung von Affekten und der Symbolisierung.

Piaget wiederum hat, um die kindliche Logik zu veranschaulichen, ausführliche Untersuchungen über den Inhalt des spontanen Denkens der Kinder angestellt. Er bediente sich dabei einer von der Psychoanalyse abweichenden Methode, die wir sogleich zu beschreiben haben werden. Diese beiden Arten von Untersuchungen unterscheiden sich vor allem dadurch, daß Freud vor allem die Mechanismen des unbewußten Denkens berücksichtigte, während Piaget sich um die Beschreibung der Mechanismen jenes Denkens bemühte, das danach strebt, seiner selbst bewußt zu werden. Freud erforschte vor allem die Vorgänge, die das Denken vor der Sozialisierung zu bewahren streben. Piaget sucht im Gegensatz dazu die Stufen aufzuzeigen, die das Denken auf dem Wege zur Sozialisierung durchläuft. Freud legt auf den Inhalt des affektiven und subjektiven kindlichen Denkens Nachdruck, Piaget beschäftigt sich vor allem mit seinem objektiven Gehalt.

Diese Unterschiede des Standpunktes mußten notwendig neben Berührungspunkten auch Trennungspunkte zwischen beiden Lehren entstehen lassen; es scheint interessant, die wichtigsten von ihnen aufzuzeigen.

Es ist sicher, daß man sich Fehlern aussetzt, wenn man Phänomene nur unter einem dieser Gesichtspunkte betrachtet.

Da die Methoden Freuds und Piagets verschieden sind, ist es von Interesse, auch die Phänomene selbst zu vergleichen, die von verschiedenen Wegen her beobachtet wurden. Unglücklicherweise war es Piaget aus leicht verständlichen Gründen unmöglich, seine Umfragen bei den Kindern auch auf ihre Auffassung der die Sexualität betreffenden Tatsachen zu erstrecken. Indessen gibt es ein gemeinsames Gebiet für die Untersuchungen Freuds und Piagets, nämlich die Entwicklung der moralischen Vorstellungen beim Kind.

Bei dieser Gegenüberstellung werden viele Einwände, die uns von außen gemacht werden, in sich zusammenbrechen. Denn zahlreiche Behauptungen

erscheinen nur solange irrig, als wir sie vom Standpunkt der Logik der Erwachsenen betrachten, werden aber ungleich wahrscheinlicher, wenn wir sie mit anderen kindlichen Auffassungen vergleichen und versuchen, sie aus dem Ganzen der Gesetze zu verstehen, die das Denken des Kindes beherrschen. Eine vertieftere Erkenntnis der Logik der ersten Lebensjahre hat nicht nur akademischen Wert, sondern darf auch als wertvolle Stütze der Therapie gelten. Wenn der Kranke die Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten des Denkens kennen lernt, wird es ihm leichter gelingen, den Ausdruck für seine infantilen Ideen und für das, was ihn noch von der Heilung trennt, zu finden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Bemerkung über bestimmte Patienten einschalten, deren Analyse sich ohne klare Linie hinschleppt, obgleich sie eine Fülle interessanter Assoziationen bringen.

Diesen Kranken fällt es durchaus nicht schwer frei zu assoziieren, und zwar darum, weil sie beschäftigungslos sind und einen großen Teil des Tages allein verbringen. Ihr Denken ist „dissozialisiert", der Gemeinschaft entfremdet, und spinnt sich fast den ganzen Tag auf derselben Stufe fort wie in den freien Assoziationen der Analysenstunde.

Nun hat Piaget in seiner Mitteilung über das symbolische Denken (2) auf dem Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Berlin 1922 nachdrücklich darauf hingewiesen, daß sich das Kind vor dem 6. bis 7. Lebensjahre seines Denkens nicht bewußt wird, sondern sein Denken gleichsam „erleidet".

Jene — freilich seltenen — Fälle, auf die ich eben anspielte, sind auf diese Stufe des Denkens regrediert. Ihre freien Einfälle sprechen durchaus nicht für die Befolgung der Grundregel, sondern sind ein Symptom ihres Zustandes. Die therapeutische Indikation gebietet es in diesen Fällen — so paradox es auch scheinen mag —, vom Patienten die Konzentration auf einen bestimmten Gegenstand zu fordern.

Diese Kranken sind arbeitsunfähig, weil sie vergessen, daß sie die Absicht hatten, zu arbeiten oder diese Absicht, selbst wenn sie vorhanden ist, schon für die Erfüllung nehmen. Sie lehnen sich in einen Fauteuil, überlegen, was sie tun sollen, und geben sich der Illusion hin, es schon getan zu haben.

Die Analyse kann auf diese Patienten nur Einfluß gewinnen, wenn sie sie zuerst dazu erzieht, ihre eigenen Gedanken und das Bestehen einer Realität zur Kenntnis zu nehmen. Wenn sie es versäumt, diese Form kindlichen Denkens zu erkennen, geht sie schwerem Scheitern entgegen. Denn der Kranke vermöchte aus der Deutung einer Kette von Einfällen keinen Nutzen zu ziehen, solange sein Geist nicht zur Logik der Erwachsenen erwacht ist.

Ich bin bei diesem Beispiel länger verweilt, denn es zeigt die Notwendigkeit, im therapeutischen Verfahren ebenso auf die Struktur wie auf den Inhalt

des Denkens zu achten. Wir verstehen jetzt, wie überaus förderlich die Gegenüberstellung der Forschungen Freuds und Piagets uns sein kann.

Man könnte auf zahlreiche Berührungspunkte zwischen der Psychoanalyse und dem gesamten Forschungsgebiet über die Entwicklung kindlicher Intelligenz hinweisen. Häufig handelt es sich dabei um Einzelheiten, die darzulegen die Einheitlichkeit dieses Referats zerstört hätte. Ich habe es daher vorgezogen, eine Anzahl von Problemen, die mir wichtig scheinen, auszuwählen und andere, nebensächliche, unberücksichtigt zu lassen. Um jedoch den möglichen Nutzen aufzuzeigen, den eine mehr methodische Gegenüberstellung beider Erfahrungsgebiete abzugeben vermöchte, bringe ich auf gut Glück wenigstens ein Beispiel.

Freud hat seit langem auf die Amnesie hingewiesen, die unsere ersten Lebensjahre betrifft. Er hat sie aus den Verdrängungen sexueller Regungen abgeleitet — eine sehr natürliche Erklärung, da er sich vornehmlich für Erinnerungen interessierte, die bei dem Kind Schockerlebnisse hätten auslösen können.

Es hat indessen den Anschein, als ob die Amnesie der ersten Lebensjahre ein viel allgemeineres Phänomen sei. Piaget belehrt uns darüber, daß die meisten Knaben bis zum Alter von sechs oder sieben Jahren versichern, die Sonne sei lebendig, da sie sich bewege; sobald sie es aber nicht mehr glauben, sind sie überzeugt, es niemals geglaubt zu haben. Anderseits meinen sie immer, das, was man sie eben gelehrt hat, selbst entdeckt zu haben und auch dabei handelt es sich um eine einfache Amnesie.

Man sieht also, daß sich der Widerstand gegen das Auftauchen kindlicher Erinnerungen nicht nur auf das sexuelle Gebiet beschränkt.

Das Kind empfindet wahrscheinlich in diesem Alter das Bedürfnis, seine Überzeugungen mit denen seiner Umwelt in Beziehung zu bringen, und dieser Umstand zwingt es auch wohl, sein „autistisches“ Denken, ob es nun die Kosmologie oder die Sexualität betrifft, in gleicher Weise zu verdrängen.

Prof. Piaget und ich haben unsere Arbeit folgendermaßen geteilt: Ich will versuchen, die von der Analyse aufgedeckten Erscheinungen der frühen Kindheit unter dem Gesichtswinkel der Theorien Piagets zu behandeln. Dabei beschränke ich mich, um mich nicht in Einzelheiten zu verlieren, darauf, einerseits die sexuellen Gedanken des kleinen Mädchens in der phallischen Phase und anderseits die Bildung des Über-Ichs beim Knaben ins Auge zu fassen.

Piaget hat die heiklere Aufgabe übernommen, einige Probleme der allgemeinen Psychologie mit den Resultaten der beiden in Rede stehenden Untersuchungsmethoden zu vergleichen.

Die Methode

Die Methode, die wir anwenden, besteht einesteils in der direkten Beobachtung des spontanen Denkens des Kindes, andernteils aus dem Verfahren, das wir die klinische Methode nennen wollen. Die beiden Methoden ergänzen einander und die eine kann als Gegenprobe für die andere verwendet werden.

Will man mit dem Kind über das sprechen, was es denkt, geht man zweckmäßig von dessen eigenen Fragen aus, widrigenfalls man schwerlich in den kindlichen Vorstellungsbereich eindringen wird.

Die Methode der reinen Beobachtung ist ungenügend. Das Kind hat auch gerade in seiner egozentrischen Einstellung keineswegs das Bedürfnis, sein Denken freiwillig mitzuteilen. Anderseits wird es meist nur in Gesellschaft von seinesgleichen gesprächig, dann aber ist es an die unmittelbaren Handlungen gebunden und nicht auf jenen wesentlichen Teil des Denkens eingestellt, der mit dem Handeln nichts zu tun hat und der sich dann entwickelt, wenn das Kind mit dem Gebaren der Erwachsenen oder mit Naturvorgängen in Berührung kommt.

Der zweite im System der reinen Beobachtung liegende Mangel besteht in der Schwierigkeit zu unterscheiden, ob das Kind spielt oder an seine Vorstellung wirklich glaubt. Nehmen wir ein Kind, das allein zu sein meint und zu einer Straßenwalze sagt: „Die dicken Steine hast du aber fein zerdrückt.“ Spielt es oder personifiziert es die Maschine wirklich? In einem solchen Falle ist das unmöglich zu unterscheiden, weil es eben ein Einzelfall ist. Die reine Beobachtung ist nicht imstande, das Geglaubte vom Fabulierten zu unterscheiden. Ihre Kriterien basieren lediglich auf der Vielheit der Resultate und auf dem Vergleich individueller Reaktionen (3).

Wir müssen also die Methoden der reinen Beobachtung verlassen und wenden uns der klinischen Methode zu. Präzisieren wir, was wir unter klinischer Methode verstehen.

Der Kliniker kann tatsächlich gleichzeitig folgendes tun: 1. er kann sich mit dem Kranken unterhalten und ihm dabei mit seinen eigenen Antworten so folgen, daß er nichts aus dem Auge verliert, was etwa an deliranten Ideen zum Vorschein kommen könnte; 2. er vermag ihn nach und nach an die kritischen Zonen heranbringen (seine Geburt, seine Rasse, sein Vermögen, sein militärischer oder politischer Rang, seine Talente, sein mystisches Leben usw.) und sucht aber, natürlich ohne vorher zu wissen, wo die delirante Idee aufscheinen wird, die Konversation ständig auf einem ergiebigen Gebiet zu erhalten. Die klinische Prüfung benützt also die Erfahrung insofern, als der Kliniker sich Probleme stellt, Hypothesen aufrichtet, die Versuchsbedingungen ändert und schließlich jede seiner Hypothesen an den durch die Konversation her-

vorgerufenen Reaktionen kontrolliert. Die klinische Prüfung benützt aber auch die direkte Beobachtung in dem Sinne, daß der gute Kliniker sich führen läßt indem er führt, dabei den geistigen Bindegliedern Rechnung trägt, statt das Opfer systematischer Irrtümer zu werden, wie es beim reinen Experiment so oft geschieht.

In der Psychologie des Kindes muß der gute Experimentator ebenso wie in der Psychopathologie zwei oft unverträgliche Eigenschaften vereinigen: er muß beobachten, d. h. das Kind frei sprechen lassen und gleichzeitig einen festen Richtpunkt suchen können, muß in jedem Augenblick irgend eine Arbeitshypothese zur Hand und irgendeine richtige oder falsche Theorie zu kontrollieren haben. Man muß natürlich die Vorsichtsmaßregel, die diese Methode erfordert, beobachten; man darf dem Kind nichts suggerieren und hat eine auf vorgefaßte Ideen gegründete Systematik ebenso zu vermeiden, wie die durch das Fehlen jeder Arbeitshypothese entstehende Zusammenhanglosigkeit.

Da ich zu Ärzten spreche, will ich nicht länger bei derlei bekannten Dingen verweilen.

Die phallische Phase unter dem Gesichtspunkt der infantilen Logik.

Es erscheint uns vorerst bemerkenswert, daß die bei vier- bis sechsjährigen Kindern angestellten Untersuchungen eine außerordentliche Ähnlichkeit der kosmologischen Ideen aufzeigen. Dieses Alter ist völlig von dem Gedanken beherrscht, alle Dinge seien künstlich herstellbar. Gebirge, Flußbett und Seenbecken sind Gebilde von Menschenhand. Die Mythen, wie sie von Kind zu Kind als Erklärung für die Gestaltung der Sonne, den Ursprung der Flüsse, den Eintritt der Nacht usw. weitergegeben werden, zeigen äußerst geringe Unterschiede. Dieser Umstand interessiert uns deshalb ganz besonders, weil die Kritiker der Psychoanalyse vielfach die Rolle des Ödipuskomplexes, den Penisneid des Mädchens, die analen Geburtstheorien u. a. als etwas darstellen, das wohl in Ausnahmsfällen bei gewissen psychopathischen Kindern vorkommen mag, die Allgemeingültigkeit dieser Vorstellungen aber schroff ablehnen. Nun zeugen aber Untersuchungen, die auf anderen Gebieten direkt am Kinde angestellt wurden, für die Wahrscheinlichkeit der Annahme, daß alle Kinder und nicht nur einige diese Gedankengänge zeitweise aufnehmen. Sobald sie aber in ein anderes Stadium des Denkens getreten sind, meinen sie, immer an die neue Lösung und niemals an eine andere geglaubt zu haben.

Nach dieser allgemeinen Bemerkung wollen wir die phallische Phase beim Mädchen darstellen und hierauf den ganzen Gedankengang unter dem Gesichtspunkt der kindlichen Logik betrachten.

Abraham (4) hat als erster darauf hingewiesen, daß sich hinter dem Männlichkeitswunsche der Frau eine schlecht verarbeitete Erfahrung der frühen Kindheit verbirgt. Sobald das Mädchen zur Wahrnehmung des männlichen Gliedes kommt, sagt es sich: „Ich muß einmal ein Glied wie die Knaben gehabt haben, man hat es mir aber weggenommen." Das Mädchen betrachtet folglich sein Genitale als Wunde. Diese Feststellung hat eine Reihe von Beobachtungen veranlaßt, die wir hier zusammenfassen (5).

Nach Karen Horneys überzeugender Darstellung wird der Peniswunsch des Mädchens nicht durch die Enttäuschung darüber ausgelöst, daß es kein Knabe ist, sondern durch die Enttäuschung, sich selbst beim Urinieren nicht zusehen und dabei nicht exhibieren zu können und vor allem keine Möglichkeit des Lustgewinns an diesem Glied zu haben. Während dieser ganzen ersten Phase scheint das Mädchen zu glauben, daß es eines Tages doch einen Penis besitzen werde. Wenn es später begreift, daß alle Personen seines Geschlechtes ebenso beschaffen sind, stellt sich die Auflehnung gegen ein solches Wissen ein und es versucht, sich gegen die Realität, die es nicht akzeptieren will, zu schützen. Zu dieser Zeit identifiziert es sich mit dem Bruder oder dem Vater oder es versucht auf symbolischem Wege Ersatz zu schaffen, indem es dem Kinde, der Brust, der Kotsäule usw. phallische Bedeutung gibt. In seiner Wut über den Nichtbesitz des Penis will das Mädchen den männlichen Wesen seiner Umgebung das Glied abbeißen und es verschlingen (6).

In diesem Alter wünscht das Mädchen, daß sein Vater ihm zum Trost ein lebendes Kind schenke.

Wie wir wissen, kennt dieses Stadium auch verschiedene Geburtstheorien, die sich fast alle um das eine Schema gruppieren: Man bringt ein Kind zur Welt, wenn man etwas Besonderes gegessen hat (wie z. B. in den Märchen) und die Kinder kommen aus den Eingeweiden wie beim Stuhlgang (7).

Es ist bekannt, daß diese Ideen bei einer großen Anzahl von Neurotikern fortbestehen, daß sie für alle Arten von Minderwertigkeitsgefühlen entscheidend sind und daß sie oft zu Frigidität und zu weiblicher Homosexualität führen. Man könnte die Grundzüge der phallischen Phase noch ausführlicher darstellen, das Gesagte genügt aber für unsere Zwecke. Wir wollen nun die psychoanalytischen Forschungsergebnisse im Lichte der kindlichen Logik prüfen und werden sehen, daß so manche Feststellung, die dem Verstand des Erwachsenen befremdend erscheint, der Logik des Kindes durchaus angemessen ist.

Nach Ansicht der Psychoanalyse verzichtet das Mädchen, sobald es das Glied des Knaben gesehen hat, nicht sofort auf den Wunsch, diesen vorteilhaften Vorsprung auch zu besitzen und glaubt, er werde ihr noch nachwachsen.

Erst wenn es sich über die Unabänderlichkeit dieses Mangels klar geworden ist, stellt es sich vor, daß ihm jenes Glied abgeschnitten wurde.

Eine solche Art der Betrachtung macht aber die allgemeine Verbreitung dieser Kastrationsidee nicht deutlich. Wir meinen, daß es sich um eine komplexe Reaktion handle. Vor allem erfaßt das Kind erst nach und nach, daß das männliche Glied nur dem männlichen Geschlecht angehört. Freuds Darstellung, daß in dieser Phase nur der Phallus von Bedeutung ist, besteht hier wohl völlig zu Recht. Das Mädchen skotomisiert während dieser Periode einfach seinen Penismangel. Der Erwachsene aber kann sich nur schwer einen Zustand vorstellen, in welchem das Mädchen zugleich weiß und nicht weiß, daß ihm das männliche Glied fehlt.

Eben diese Gemütsverfassung wollen wir näher untersuchen. Zu ihrem besseren Verständnis bedienen wir uns verschiedener, an Kinderzeichnungen gewonnener Ergebnisse, die Luquet genau studiert hat (8).

Er weist darauf hin, daß das Kind beim Zeichnen eine gedachte Realität und nicht eine sinnlich wahrgenommene vor Augen hat. Zur Illustration sei die Zeichnung eines siebenjährigen Knaben angeführt: es soll ein Kartoffelacker dargestellt werden; statt nun den aus dem Erdreich hervorwachsenden Teil der Pflanze wiederzugeben, zeichnet das Kind die dem Auge unsichtbaren Kartoffelknollen.

Das Kind schafft sich auf diese Weise Typen, innere Modelle, wie Luquet sie nennt, welche dem real Geschauten gegenüber vorherrschen. Dank demselben intellektuellen Realismus schaffen das Mädchen und der Knabe von vier bis fünf Jahren den phallischen Typus, der für sie universelle Gültigkeit hat.

Nach meiner Meinung erhält der männliche Typ aus zwei Gründen den Vorzug; erstens deshalb, weil er mehr Lustmöglichkeiten bietet; er befriedigt die Tendenz zum Spiel ebenso wie die zur Exhibition; zweitens ist er unter dem Gesichtspunkt des Handelns der besser Geeignete und das Denken des Kindes ist sehr stark auf das Handeln gerichtet.

Angesichts der genannten Vorzüge des männlichen Typs kommt das Kind ganz von selbst zur Überzeugung, daß dieser Typ der allgemeine sei und deshalb fesselt auch er allein die Aufmerksamkeit des Kindes. Übereinstimmend damit lautet eine von Luquet beobachtete Regel: „Die Entwicklung im Zeichnen beweist, daß individuelle Details (hier: Penismangel) dem Kinde erst später auffallen als allgemeine Merkmale, es sieht nicht nur das Allgemeine im Besonderen, sondern es sieht auch noch das Individuelle als etwas Allgemeines an, ehe es ihm als etwas Besonderes bewußt wird" (9).

Das Studium der Kinderzeichnung bietet uns auch noch eine andere Ver-

gleichsmöglichkeit, die uns den Gemütszustand des Mädchens nach der Entdeckung des anderen Geschlechts noch verständlicher macht.

Es kommt häufig vor, daß ein Kind einen Fehler nicht in der Zeichnung selbst verbessert, sondern die Korrektur einfach neben das zuerst Gezeichnete setzt.

„Der Grund für diese Art der Verbesserung ohne Radieren", schreibt Luquet, „ist nicht in einer materiellen Schwierigkeit zu suchen, denn das Kind kennt, wie wir sahen, den Gebrauch des Radiergummis ... Sobald ein Strich als fehlerhaft erkannt ist, existiert er auch schon nicht mehr; das Kind sieht ihn buchstäblich nicht, ist durch den Ersatzstrich gleichsam hypnotisiert und beachtet den früheren ebensowenig wie irgendwelche Linien, die sich sonst etwa auf dem Papier befinden" (10).

An dem Mädchen zeigt sich nach der Entdeckung des männlichen Gliedes dieselbe Erscheinung. Die Beschaffenheit des eigenen Körpers wird als Irrtum betrachtet, hört auf zu existieren und nur die männliche Realität bleibt bestehen. Wie wir später sehen werden, redet sich das Mädchen ein, daß es das fehlende Glied doch noch irgendwie besitze.

Wie man sieht, nimmt das Kind zwei Dinge wahr und merkt sich nur ein einziges. Das Interesse für die momentane Wahrnehmung ist so groß, daß die früher gemachte Wahrnehmung vergessen oder wenigstens nicht beachtet wird. Das Kind schaltet das Gegensätzliche nicht aus und nimmt die verschiedene Beschaffenheit von Knaben und Mädchen nicht wie der Erwachsene zur Kenntnis. Das Mädchen merkt wohl den Gegensatz zwischen sich und dem Knaben, zieht daraus aber nicht dieselben Schlüsse wie der Erwachsene.

Zum besseren Verständnis dieser Erscheinung müssen wir hier noch das Gesetz von der Koëxistenz der Gegensätze zu Hilfe nehmen, das Piaget bei Kindern eingehend studiert hat.

„Anfangs", schreibt er, „erscheinen zwei Objekte gleichzeitig in der Wahrnehmung des Kindes oder es sind zwei Merkmale gemeinsam in der Vorstellung gegeben. Für die Wahrnehmung oder für das Verständnis des Kindes sind sie daher verbunden, besser gesagt zu einem einzigen Schema verschmolzen. Dieses Schema gewinnt schließlich durch den gegenseitigen Widerspruch der Elemente an Stärke, d. h. wenn man eines der Merkmale herausgreift und nach dessen Ursache fragt, beruft sich das Kind zu dessen Erklärung oder Rechtfertigung einfach auf die Existenz des andern Merkmals" (11).

Diese Art der Begründung ist maßgebend für das Verständnis der allgemeinen Verbreitung der Kastrationsidee beim Kinde, selbst wenn die Strafdrohung unterblieben ist.

In dem besonderen Falle, den wir hier untersuchen, sind die beiden Objekte, die der Wahrnehmung gleichzeitig dargeboten werden, der Penis und die

Kastration. Im Denken des Erwachsenen schließen die beiden Wahrnehmungen einander aus; im Denken des Kindes tun sie das nicht, sondern vereinigen sich zu einem Gesamt-Schema. Man muß also die eine durch die andere erklären: Das weibliche Geschlecht ist nur die Kastration des männlichen.

Wir halten aber daran fest, daß die Kastration nicht ganz klar verstanden wird; sie ist eher Möglichkeit als Wirklichkeit. Die Wahrnehmung des Geschlechtsunterschiedes bleibt ein Gesamt-Schema, d. h. das Kind realisiert zu gleicher Zeit die Vorstellung und realisiert sie auch nicht.

Das Kind eliminiert tatsächlich das Gegensätzliche erst nach und nach. Luquet gibt uns ein hübsches Beispiel:

„Ein kleines Mädchen von viereinhalb Jahren zeichnet einen Mann, der gleichzeitig eine Pfeife und Ohrringe hat, und erklärt, das sei eine Dame. Auf die Pfeife hingewiesen, antwortet sie, das sei der Mann der Dame, den sie vorhin gezeichnet. Als man ihr nun die Ohrringe zeigt, sagt sie: ‚Das sind die Ohrringe, eine Dame hat doch Ohrringe.' Sie kommt also auf die Erklärung ‚Dame' zurück. Auf die Pfeife zurückverwiesen, sagt sie aber wieder, es sei ein Herr, und um das Detail, das nun keine Ohrringe mehr vorstellen darf, abzutun, will sie nur einfache Zeichenornamente ohne jede figürliche Bedeutung darin sehen. „Das sind keine Ohrringe, das soll es nur hübsch machen und dann raucht er doch die Pfeife" (12).

Das Kind hat, wie man sieht, das Gegensätzliche erst auf Anraten des Erwachsenen ausgeschaltet. Seine Zeichnung stellt ursprünglich gleichzeitig Mann und Frau dar. Ebenso bleibt für das vier- bis fünfjährige Kind beiderlei Geschlechts der Penis das Symbol des Harnorgans.

„Das Kind kann zwischen zwei gegensätzlichen Erklärungen derselben Erscheinung nicht unterscheiden, läßt sie gleichzeitig gelten und verwechselt sogar die eine mit der andern" (13).

Die vierjährige Jaqueline versucht durch die Stäbe eines Gitters hindurch zu urinieren wie ein Knabe und will „so ein kleines, langes Ding, das rinnt," haben. Sie handelt dann so, als ob sie es besäße. Diese Stufe intellektueller Entwicklung ist also derart komplex, daß sie das Gefühl des Mangels und das des Besitzes des Gliedes gleichzeitig zuläßt. Um diesen Zustand besser zu verstehen, müssen wir unsere Kenntnis von der All-Verbundenheit noch präzisieren.

Piaget unterscheidet in der Entwicklung des kindlichen Denkens vom Magischen zum Realen drei Zeiten, die er folgendermaßen charakterisiert: „Während der ersten Zeit ist das Ich vollkommen mit den Dingen verschmolzen; alles ist mit allem verbunden und alles ist magische Wirkung des Wunsches auf die Realität. Während des zweiten Zeitabschnittes differenziert sich das Ich von den Dingen, die jedoch noch subjektiv überdeckt bleiben. Von da an fühlt sich das Ich mit den Dingen nur mehr teilweise verbunden

und glaubt sich imstande, auf sie aus der Entfernung zu wirken, weil es die verschiedenen Mittel, die es zum Denken braucht (Worte, Bilder, Gesten), mit den Dingen verbunden glaubt. Anderseits sind alle Dinge notwendigerweise belebt, da das Ich von den Dingen noch nicht geschieden ist und die psychischen Wahrnehmungen von den physischen noch nicht gesondert werden. Während dieses zweiten Zeitabschnittes ergänzen sich also Magie und Animismus. Zu dieser Zeit kann ein Kind glauben, daß Sonne und Mond ihm nachfolgen und diesem Vorgang sowohl magischen Ausdruck geben (ich setze sie in Bewegung) wie animistischen (sie folgen mir nach). In einem dritten Zeitabschnitt ist das Ich schließlich von den Dingen schon zu weit abgesondert, als daß die Mittel des Denkens noch als den Dingen zugehörig aufgefaßt werden könnten. Die Worte sind nicht mehr in den Dingen, die Bilder und das Denken befinden sich im Kopfe. Die Gesten sind unwirksam geworden, die magische Kraft ist verschwunden" (14).

Ob das Kind nun den anatomischen Unterschied während der ersten oder zweiten Entwicklungsperiode wahrnimmt, das Resultat bleibt das gleiche. In beiden Fällen unterscheidet sich das Mädchen kaum vom Knaben und der Knabe kaum vom Mädchen. In der frühen Kindheit verhindert diese Verbundenheit die Zurkenntnisnahme der Kastration. Selbst der Knabe glaubt, daß jenes Glied beim Mädchen nur verborgen sei. In einer vorgeschrittenen Altersstufe, in der sich die Unterscheidung zwischen Ich und Außenwelt von selbst auszuwirken beginnt, steht die Kastrationsangst bei beiden Geschlechtern im Vordergrund. Die magische Verbundenheit des Mädchens mit dem Penis verblaßt und die Furcht vor dem dauernden Mangel gewinnt die Oberhand. Ebenso beginnt im Knaben der Gedanke an die Möglichkeit der Kastration wachzuwerden und ihn zu beunruhigen. Während der ganzen Periode der Verbundenheit aber genügt es dem Mädchen, die Gesten des Knaben nachzumachen, um sich seiner Verschiedenheit von ihm nicht bewußt zu werden. In gleicher Weise äußert sich Piaget darüber (15):

„Wenn wir also diese Angleichung der Welt an das Ich und des Ichs an die Welt als gegeben nehmen, werden Verbundenheit und Kausalität begreiflich. Einerseits müssen die Bewegungen des eigenen Körpers mit einer wie immer gearteten äußeren Bewegung verwechselt werden; anderseits müssen Wünsche, müssen Lust und Unlust nicht in einem Ich, sondern im Absoluten liegen: in einer Welt also, die wir vom Standpunkt des Erwachsenen eine allen gemeinsame nennen würden, die aber vom Standpunkt des kleinen Kindes die einzige mögliche Welt ist ... Die Verbundenheit resultiert, wenn man will, daraus, daß zwischen dem Bewußtsein der eigenen Wirkung auf das eigene Ich und dem Bewußtsein der eigenen Wirkung auf die Dinge kein Unterschied gemacht wird." Um die Bedeutung dieser kindlichen Einstellung in der phalli-

schen Phase besser hervorzuheben, müssen wir noch unsere Kenntnisse von der Symbolik genau untersuchen. Wir haben weiter oben gesagt, daß das Mädchen versucht, für den Penis symbolischen Ersatz zu finden. Man darf sich dieses Suchen nicht vom Gedankengang des Erwachsenen aus vorstellen, sondern muß es in den Rahmen des kindlichen Denkens stellen.

Die Ideen, die Piaget über diesen Gegenstand schon vor Jahren geäußert hat, sind meiner Meinung nach von den Psychoanalytikern allzuwenig beachtet worden. Wir können den Unterschied zwischen der Ansicht Freuds und Piagets kurz dahin zusammenfassen, daß sich bei Freud die Symbolisierung vor allem aus der Projektion eines Wunsches auf ein Objekt erklärt, während es sich bei Piaget darum handelt, daß zwischen Außenwelt und Ich nicht unterschieden wird.

Piaget (16) hat diese beiden Gesichtspunkte einander gegenübergestellt; nach unserer Auffassung ergänzen sie sich, ohne einander auszuschließen.

Nehmen wir ein junges Mädchen, das mit dem Wasserhahn spielt und damit das männliche Glied symbolisiert, so zeigen sich hier gleichzeitig Unterscheidungsunvermögen und Wunschprojektion. Man kann von der Tatsache des Wunsches nicht gänzlich absehen, weil eine Auswahl unter den Symbolen stattfindet und ein Mädchen z. B. niemals eine Austernschale oder ein anderes weibliches Symbol zur Darstellung des männlichen Gliedes benützen wird.

Die Symbolik erscheint uns wie eine libidinöse Verkleidung eines Objektes, das sich dann nicht mehr vom Subjekt unterscheidet.

Hingegen können wir sagen, daß dieses Bedürfnis nach Symbolik durch das Bedürfnis nach Verbundenheit genährt wird. Man darf dabei nicht vergessen, daß es nicht leicht zu unterscheiden ist, ob das Kind die Dinge nebeneinander stellt oder sie symbolisiert (17); statt eine kausale Verbindung herzustellen, setzt es gewisse Tatsachen, die dieselbe affektive Bedeutung haben, nebeneinander. Das ist nur die Folge der Auffassung von koëxistenten Gegensätzen. Gerade diese veranlaßt die Kinder, nach umfassenden und subjektiven Schemen vorzugehen und sich nicht an die allgemein nachprüfbaren kausalen Bindeglieder zu halten. „Zwei gleichzeitig wahrgenommene Erscheinungen sind in der Tat zu einem Schema verwoben, das die Vorstellung nicht mehr zerlegt" (18); oder wie Piaget an anderer Stelle sagt: „Einem Mangel objektiver Bindungen entspricht ein Übermaß subjektiver Bindungen" (19).

Da das Mädchen den Unterschied zwischen sich und dem Knaben nicht akzeptiert (was wieder nur ein Sonderfall des mangelnden Unterscheidungsvermögens zwischen dem Ich und der umgebenden Welt ist), legt es alle möglichen Elemente der Realität im Sinne seiner Verbundenheit mit dem Penis aus. Man könnte sagen, daß ihm weniger an dem Besitz des Organs gelegen ist, als an der mit ihm verbundenen Aktivität. Daher die Verwendung aller

Gegenstände, die dieser Aktivität zu dienen vermögen. Solange also die Funktion der Verbundenheit über die der Unterscheidung dominiert, verbleibt das Mädchen in dem oben beschriebenen unentschiedenen Zustand, in dem es die Tatsache ihrer Kastration sowohl kennt als auch nicht kennt.

Man begreift nun wohl, welch außerordentliche Bedeutung für die Zukunft eines Mädchens jener Zeitpunkt haben kann, in dem es den anatomischen Geschlechtsunterschied feststellt. In der Periode der vorherrschenden Tendenz der Verbundenheit wird der Peniswunsch über das Kastrationsgefühl dominieren; im Alter des vorherrschenden Unterscheidungsvermögens, wird die Kastrationsidee ins Zentrum seiner Besorgnisse rücken.

Beim normalen Mädchen verläuft die Entwicklung offenbar vom Stadium der Verbundenheit zum Stadium des Unterscheidungsvermögens. Von da an akzeptiert das Mädchen den Unterschied der Geschlechter und mit ihm die soziale Gleichberechtigung der weiblichen und männlichen Funktionen. Bei abnormaler Entwicklung zeigen sich dann an den erwachsenen Frauen zwei verschiedene Typen, je nachdem, ob das ursprüngliche, nicht vernarbte Schockerlebnis in der Periode der Verbundenheit oder in der Periode des Unterscheidungsvermögens stattgefunden hat.

Ohne auf eine vollständige klinische Beschreibung einzugehen, wollen wir hier einige Unterschiede festhalten.

Die an das Stadium der Verbundenheit fixiert gebliebene Frau zeigt vor allem maskuline Züge; sie ist nicht frigid, sie findet aber oft Gefallen an einer ihr selbst verderblichen Ambivalenz; sie weiß nicht, ob sie den Vorzug einem weibischen, psychisch kastrierten Manne geben soll, dessen Penis sie nicht zu fürchten hat, oder ob sie einen besonders potenten Mann wünscht, bei dem sie ihren phallischen Kult fortsetzen kann, indem sie dann Mann und Glied identifiziert. Im allgemeinen findet sie nur dann, wenn sie auf diesen zweiten Typ verfällt, von selbst das sexuelle Gleichgewicht. An einen weibischen Mann kann sich eine Frau dieser Art nicht anpassen, weil sie auf diesem Gebiet an ihren absoluten Urteilen festhält. Ein Mann ist für sie sexuell oder er ist es nicht. Sie kommt gar nicht zur Erfassung der verbindenden Logik und befindet sich in der gleichen Situation wie das Kind, für das z. B. der Begriff „schwer" qualitativ ein Absolutum darstellt. Für das Kind ist ein Gegenstand schwer oder leicht; er ist aber nicht schwer oder leicht im Vergleich mit anderen Gegenständen; ein Kilo Federn wird nach seinem Gefühl immer weniger wiegen als ein Kilo Blei.

Die Frau, die an das Stadium des beginnenden Unterscheidungsvermögen fixiert geblieben ist, kommt von dem Schockerlebnis ihrer Kastration nicht los. Sie ist vor allem von Minderwertigkeitsgefühlen durchdrungen, die sie durch eine Reihe narzißtischer Haltungen kompensiert. Sie verträgt keine

Kritik und fühlt sich unablässig gezwungen, sich zu rechtfertigen; ihre Haltung ist dadurch beherrscht, daß sie ihre Kastration wahrnimmt, sie aber in ihren eigenen Augen nicht wahr haben will. Ihren Schutz findet sie nicht mehr in der Verbundenheit mit der Libido des anderen Geschlechts, sondern in einer narzißtischen Überhebung. Im allgemeinen bleibt sie frigid und männlichen Forderungen gegenüber feindlich eingestellt.

Von anderen Überlegungen ausgehend, unterscheidet Jones (20):

1. Die protophallische Phase, in der das Kind glaubt, daß jedes menschliche Wesen einen Phallus besitze.

2. Die deuterophallische Phase, in der das Kind die Menschheit in zwei Teile geteilt glaubt: in solche, die den Phallus besitzen und in solche, die ihn nicht besitzen. Die Erklärung, die sich das Kind für diesen Unterschied gibt, ist die Kastration.

Nach den hier gegebenen Erklärungen kann es für sicher gelten, daß die Kastration dem kindlichen Denken von der künstlichen Herstellbarkeit aller Dinge entspricht. Nicht der Zufall kann das Geschlecht entscheiden, sondern nur ein Eingriff der Eltern. Man darf dabei nicht vergessen, daß „das Kind sich von den Eltern abhängig fühlt und sie als Ursache alles dessen ansieht, was es besitzt" (21).

Um nun auf das allgemeine Kastrationsgefühl im menschlichen Unbewußten zurückzukommen, können wir es einerseits durch die Koëxistenz der Gegensätze in unserer Vorstellung erklären, die sich zu vereinigen trachten, anderseits durch die Tatsache, daß auf die Phase der Verbundenheit, welche mit der phallischen Phase zusammenfällt, die Phase des Unterscheidungsvermögens folgt, welche das Fehlen des Penis feststellt, ohne die funktionelle Ursache begreifen zu können.

Ich sage „funktionelle Ursache", denn das Denken des Kindes ist vor allem auf die Handlung gerichtet, und diese allein findet bei ihm Verständnis. Gerade deshalb kann die frühzeitige Erklärung der weiblichen Funktion günstig und befreiend wirken.

Die Probleme des Peniswunsches und der Kastration haben wir nun aufgeklärt und setzen jetzt unsere eigentliche Arbeit fort, die den Inhalt des kindlichen Denkens, wie es durch die Analyse aufgedeckt wird, in den Rahmen der Logik einpassen soll.

Wir haben gesehen, daß das Mädchen, sobald es das Alter des Unterscheidungsvermögens erreicht und seinen Penismangel wahrgenommen hat, dazu neigt, seine Mutter für seine Minderwertigkeit verantwortlich zu machen.

Daß dies allgemein zutrifft, ist zwar überraschend, in Wirklichkeit aber nicht so sehr erstaunlich. Das Kind ist noch zu jung, um eine funktionelle Erklärung auffassen zu können; es befindet sich, im Gegenteil, in jenem Alter,

in dem alles als künstlich hergestellt gilt. Anderseits fehlt dem Kinde bis zum Alter von 7 bis 8 Jahren die Erkenntnis des Zufalls völlig.

Piaget schreibt darüber: „Bis dahin wird die Welt aufgefaßt als ein Zusammenwirken von Absichten und wohlgeregelten, gewollten Handlungen; für zufälliges Zusammentreffen und für Unerklärlichkeiten ist kein Raum gegeben. Alles läßt sich rechtfertigen, außer die Berufung auf Willkür, die nicht das Äquivalent des Zufalls, sondern des Wohlgefallens allmächtiger Kräfte ist“ (22). Nun, diese guten Mächte sind die Eltern; und wenn das Mädchen seine Mutter seiner Benachteiligung wegen anklagt, so geschieht das aus dem Gefühl, daß diese es benachteiligt habe. Diese Auffassung entspricht auch durchaus der kindlichen Vorstellung von der künstlichen Entstehung aller Dinge.

Aus denselben Gründen glaubt das Mädchen, daß sein Vater ihm ein Kind oder einen Penis geben könne.

In dieser Phase erscheint nichts unmöglich. Wenn das Mädchen dann mit Enttäuschung feststellen muß, daß der Vater ihm weder den Penis noch ein Kind bringt, regrediert es oft genug auf die narzißtisch-analen Positionen und gibt dem Stuhl die Bedeutung dieses zweifachen Wunsches.

Wir wollen hier einige Fragmente aus einer Krankenanalyse einschalten, die uns ein klares Bild der hier beschriebenen Mechanismen geben sollen, und greifen einige uns typisch erscheinende Vorfälle aus der Behandlung heraus.

Alice hat einen um zwei Jahre jüngeren Bruder, der an einem Bruch leidet und ein Bruchband tragen muß. Sie legt es ihm selbst an und zeigt dabei ihr Unvermögen zur Unterscheidung nach zwei Richtungen: sie verwechselt den Bruch mit dem Penis und ihren Bruder mit sich selbst. Sie nimmt den Bruch für sich in Anspruch. Dieses Unterscheidungsunvermögen überträgt sich auch auf die Sprache. Sie sagt nicht „ich“, sondern „man“, was als „mein Bruder und ich“ zu verstehen ist. Bemerkenswerterweise gebraucht sie dieses „man“ nicht, wenn sie von sich und ihrer Schwester spricht.

Zwanzig Jahre später, nach ihrer Verheiratung, nimmt sie die gleiche Gewohnheit wieder auf und gebraucht das „man“ für sich und ihren Gatten. Daß sie sich wirklich von ihrem Gatten nicht unterscheiden und mit dem Penis verbunden bleiben will, beweisen uns die folgenden Tatsachen: 1. Selbst in der Analyse gebraucht die Patientin selten das Wort „ich“. Sie überspringt es. Ihre Assoziationen folgen einander etwa so: „Heute nach Bern gegangen, mit meinem Mann gestritten, nicht zufrieden. Sehe alles verkehrt. Möchte alles vernichten. Will nicht in der Analyse arbeiten“ usw. Diese Sprache ist nicht einfach ein Infantilismus, sie ist eine Weigerung, von sich selbst Kenntnis zu nehmen. 2. Um zu betonen, daß ihr Mann und sie keinen Unterschied zeigen, zwingt sie ihn zuweilen, stundenlang an ihrer Seite zu bleiben, und das ganz plötzlich, weil sie sich ohne ihre andere Hälfte zu geängstigt fühlt. Ebenso geschieht es, daß sie, bei Freunden zu Tisch geladen, ihren Mann an ihrer Seite haben will. Sie kann es keinesfalls ertragen, daß er ihr gegenüber sitzt. 3. In ihren Beziehungen zu ihrem Mann „übernimmt sie die Funktion“, wie sie sich

ausdrückt. Er darf nur handeln, wenn sie es will. Es hat danach bei Alice eine Phase der Verbundenheit gegeben; als aber ihr Bruder im Alter von 7 Jahren an Bruch operiert wurde, interessierte sie sich nicht mehr für ihn. In einer Periode des Unterscheidungsvermögens gewann also die Kastrationsangst die Oberhand. Gleichzeitig zeigt sich bei ihr aber ein Rachebedürfnis: der Wunsch, „die Garnitur" ihres Bruders abzubeißen. Während der Ferien werden viele Stunden damit verbracht, Schnecken in den Wäldern mit systematischen und wohl vorbereiteten Schlägen zu zerschmettern. Dann reißt sie ihrer Puppe den Arm aus und lebt fortan in entsetzlicher Angst, daß die Zigeuner sie mitnehmen und ihr dasselbe antuen könnten. Nachdem alle Bienen mit Ausnahme der Königin ihrer Meinung nach männlich sind, sucht sie alle toten Bienen, die sie finden kann, zusammen, richtet einen kleinen Scheiterhaufen auf und verbrennt sie.

Die Aktivität dieser zweiten Phase ist wie man sieht ganz verschieden von der der ersten. Der Phase der pallischen Verbundenheit folgt eine Phase der Aggression gegen den Penis.

Mit 12 Jahren verliert Alice ihre Mutter, eine frigide und religiöse Frau, die an einer Angstneurose gelitten zu haben scheint. Der Reinlichkeitszwang der Mutter äußert sich unter anderm in der Manie, ihren Kindern Klistiere zu geben und ihre Töchter daran zu gewöhnen, ständig ein Gegengift gegen Schlangenbisse bei sich zu tragen.

Vom elften Jahr bis zu ihrer Heirat scheint sich Alice mit der toten Mutter identifiziert und die Sexualität aus ihrem Leben verbannt zu haben. Der Gatte, den sie schließlich erwählte, ist eine Vaterimago; ein Mann, der sie mehr beschützt als befriedigt.

Die ersten sexuellen Beziehungen sind schwierig und die Regression tritt ein, sobald Alice schwanger ist. Sie zeigt unbeherrschbare Brechanfälle, beginnt einen Hungerstreik und verfällt in einen deliranten Zustand. Sie fleht ihre Umgebung an, die Schwangerschaft zu unterbrechen; ihrem Wunsche wird aber nicht stattgegeben.

Im Alter von 3 Jahren hatte Alice zum ersten Male einen Hungerstreik versucht. Ihre Mutter war nach ihrer letzten Schwangerschaft sehr stark geblieben und Alice hatte entsetzliche Abscheu vor dem enormen Körper. Beim Essen lief sie Gefahr, schwanger zu werden (infantile Auffassung der Schwangerschaft); nun wollte sie aber einen Penis und nicht ein Kind. Jeder Stuhlgang brachte sie außer sich; sie stellte sich jedesmal vor, daß sie damit einen Phallus verliere.

Das Bewußtsein ihrer Schwangerschaft mußte alle ihr infantilen Ideen wachrufen. Daraus folgte, daß sie bei der Entbindung keineswegs ihr Kind erkannte, sondern sich einbildete, das ersehnte Glied endlich zu besitzen. Sie kleidet dieses Kind hundertmal am Tage an und aus. Sie gibt ihm zu trinken, bringt es darauf aber wieder zum brechen und denkt, es sei ihr ejakulierender Penis. Ihre Brüste, die sie nur als Ersatz für die ersehnte „Garnitur" betrachtet hat, haben keinen Wert mehr für sie. Sie läßt einen Chirurgen kommen und bittet ihn, sie ihr wegzunehmen.

Mit einem Wort, die Phase der Verbundenheit ist zu Gänze wieder erwacht.

Dieser Fall scheint mir zur Illustrierung der Ideen Piagets besonders beweiskräftig zu sein. Wenn wir vom Standpunkt des Unbewußten berechtigt sind, von einer libidinösen Besetzung als dem Resultat einer

Affektprojektion auf dieses oder jenes Objekt zu sprechen, dann kann man vom Standpunkt der Bewußtseinspsychologie und der logischen Denkformen eines Kindes oder eines Kranken berechtigterweise von einem Unterscheidungsunvermögen sprechen.

In dem Augenblick, in dem Alice ihr Kind als Penis auffaßte, war ihre Regression so vollständig, daß sie Symbol und Realität nicht mehr unterscheiden konnte. Im übrigen liefert unsere Patientin fortwährend neue Beweise dafür. Kaum befindet sie sich in einer Periode der Aggressivität gegen ihren Gatten, müssen sofort alle Möbel, die ihm gehören, verkauft werden. Aus ähnlichen Gründen hat sie alles, was ihrer Mutter gehörte, wegschaffen lassen. Nach der ersten Analysenperiode hat sie alle Kleider, die sie im Laufe der Behandlung getragen hatte, verbrannt. Ich könnte Beispiele dieser Art unbegrenzt weiter aufzählen.

Bei Alice sehen wir besonders deutlich, wie schlecht sich das Gegensätzliche ausschließt. Einerseits gesteht sie sich ihre Kastration ein und leidet darunter, anderseits findet sie keinen Unterschied zwischen sich und ihrem Bruder oder ihrem Gatten. Daher kommen auch ihr gleichzeitig männliches und weibliches Verhalten, ein verzweifeltes Minderwertigkeitsgefühl und eine unfaßbare männliche Sicherheit. Das Realitätsprinzip beraubt sie des Penis, das Lustprinzip gestattet ihr jedoch ständig eine völlige Verbundenheit mit der Männlichkeit.

Darin liegt eine Bestätigung für eine Behauptung Piagets aus dem Jahre 1924: „Für das kindliche Denken, das egozentrisch bleibt, ist von da an keine Hierarchie unter den verschiedenen Realitäten mehr möglich und dieses Fehlen der Hierarchie wird mangels eines fortlaufenden Kontaktes mit dem Denken der andern nicht einmal empfunden; in gewissen Augenblicken glaubt das in seinem Ich eingeschlossene Kind an seine Fiktion und macht sich über das, was es früher glaubte, lustig, in anderen Augenblicken, vor allem wenn es Kontakt mit dem Denken der andern gewinnt, vergißt es, was es eben geglaubt, und gelangt zu dem andern Pol jener Realität, die sich ihm darstellt“ (23).

Wir müssen nun noch einige Aspekte der kindlichen Geburtstheorien untersuchen. Wenn sie keine der Kenntnis der Erwachsenen entlehnten Elemente enthalten, beruhen sie auf dem folgenden Schluß: das Kind ist im Bauche der Mutter gewesen. Die Exkremente sind in meinem Bauche. Exkremente und Kind sind also etwas Gleiches. Diese Folgerungen sind im Denken des Kindes möglich, weil dieses Denken nicht infolge Induktion und Deduktion vor sich geht, sondern, um den Ausdruck Sterns zu gebrauchen, durch Transduktion. Das Kind sucht seine Urteile nicht durch die nötigen Bindeglieder zu verknüpfen. „Eine Absicht allein ohne jeden Akt des Urteilens, oder eine Wirkung auf die Realität allein gibt solchen Urteilen im Augenblick ihren Platz. Über diese äußerliche Systematik hinaus gibt es aber keine bewußten Widersprüche zwischen ihnen und keine aufzeigbaren Verbindungen“ (24).

In diesem Stadium bleibt der Widerspruch eher ein motorisches oder Ge-

fühlsphänomen als ein gedankliches und kommt nicht über die Bewußtseinsschwelle. Beim Kinde stellen sich nun Widersprüche bei allem ein, was ihm geheimnisvoll und verboten ist, bei allem, woran es der Erwachsene mit den Worten „das ist schmutzig" hindert. Es bringt also in verschiedenen Kombinationen die Sexualorgane, die Exkremente, die Geburt der Kinder und, wenn es davon sprechen gehört hat, den Sexualakt miteinander in Verbindung. Wenn wir nun an diese Phänomene bei erwachsenen Patienten herangehen, die wie Alice ihre infantilen Einstellungen bewahrt haben, müssen wir uns hüten, sie in das System der Logik der Erwachsenen bringen zu wollen. Sie bewahren ausgesprochen den Charakter koëxistenter Gegensätze, enthalten eine Menge gefühlsmäßiger Widersprüche, die sich durch Erklärungen, wie sie uns gemäß sind, nicht auflösen lassen.

Die Psychoanalyse erklärt das Fortdauern infantiler Ideen beim Erwachsenen durch den Mechanismus der Verdrängungen. Viele dieser Ideen werden aber niemals gänzlich verdrängt und beunruhigen das Kind ebenso wie den Jugendlichen und den Erwachsenen. Sie bewahren indessen ihren infantilen Charakter, denn der Kranke spricht nicht von ihnen. Es handelt sich also um eine Gruppe nicht sozialisierter Ideen, die infolgedessen alle Charakteristika egozentrischen Denkens beibehalten.

Die Beobachtung zeigt tatsächlich, daß ein Kind, das zur Objektivierung seines Denkens auf dem einen Gebiet gelangt ist, darum noch nicht allenthalben auf andern Gebieten vorwärtskommen muß.

Wir konnten auf jedem Gebiete besondere Stadien unterscheiden, es wäre jedoch außerordentlich schwierig, allgemeine, geschlossene Stadien aufzustellen, vor allem deshalb, weil das Kind während der ersten Stadien uneinheitlich bleibt. Im Alter, in dem das Kind in gewisser Hinsicht noch animistisch oder dynamistisch eingestellt ist, oder noch glaubt, daß alle Dinge „gemacht" seien, ist es nach anderen Richtungen schon darüber hinaus. Das Kind zieht aus einem Fortschritt nicht Folgerungen auf allen Gebieten, oder aber dieser Fortschritt kann eines Tages zu einem Rückschlag führen (25).

Diese Umstände beweisen von neuem, wie notwendig es ist, dem Kinde die Möglichkeit der freien Aussprache über sexuelle Probleme zu geben, damit es sein Denken auch in dieser Richtung sozial gestalten kann.

Vom therapeutischen Standpunkt aus glaube ich nicht, daß es genügt, den Patienten über den Inhalt seines infantilen Denkens aufzuklären; man muß ihm vielmehr auch Struktur und Mechanismen dieses Denkens deutlich machen.

Vom Standpunkt der Behandlung aus darf man keinesfalls die Notwendigkeit aus dem Auge verlieren, das Denken des Patienten aus der infantilen Form zur gereiften Form des Erwachsenen hinüberzuführen.

Zu diesem Zwecke wollen wir hier über einige Erfahrungen berichten, uns vorerst aber die Etappen der Denkentwicklung ins Gedächtnis rufen, wie sie Piaget beschrieben hat (26):

„Die Geschichte der intellektuellen Entwicklung des Kindes ist zum guten Teil die Geschichte der fortschreitenden Sozialisierung eines individuellen Denkens, das sich vorerst gegen die soziale Anpassung wehrt, später aber mehr und mehr unter den Einfluß der Erwachsenenumgebung gerät ... Wie geht also diese Sozialisierung vor sich? ... Wir begnügen uns mit der Aufzählung der drei Punkte, die dabei zu berücksichtigen sind: das Universum, dem sich das Kind anpaßt, das Denken des Kindes selbst und die Gesellschaft der Erwachsenen, die dieses Denken beeinflussen. Die Mehrzahl der Gedanken ist vom Erwachsenen beeinflußt und nicht von ihm diktiert. Das Kind verarbeitet, was es aufnimmt, vermöge einer ihm eigenen Chemie des Geistes. Daraus entstehen dann die realen Konflikte zwischen dem Denken des Kindes und dem der Umgebung, Konflikte, die zur systematischen Entstellung der Vorstellungen der Erwachsenen im Geiste des Kindes führen. Man bemerkt bald, daß die Sprache der Erwachsenen für das Kind eine oft undurchsichtige Realität darstellt und daß eine der Denktätigkeiten darin besteht, sich an diese Realität anzupassen, ebenso wie eine Anpassung an die physische Realität stattfinden muß. Diese für das verbale Denken charakteristische Anpassung ist ursprünglich und setzt Schemata sui generis bei der geistigen Verarbeitung voraus. So kann also ein Begriff, auch wenn er einmal aus einem Wort der Erwachsenen geschöpft ist, doch durchaus kindlich sein; das Wort kann für die Fassungskraft des Kindes so undurchsichtig gewesen sein, wie ein unverständliches physisches Phänomen; das Kind hat das Wort nur mittels seiner eigenen geistigen Struktur entstellt und assimiliert, um es aufnehmen zu können."

Im Verlaufe einer Analyse beobachtet man die Umbildung einer Reihe infantil gebliebener Begriffe, die ihr Wachstum nachholen wollen. An diesem Prozeß, den der Analytiker durch seine Deutungen zu beschleunigen sucht, ist leicht zu ersehen, daß der Analysand vielfach gezwungen ist, sich nicht nur einer neuen Realität anzupassen, sondern auch einem neuen Wortschatz; nicht weil seine Ausdrücke von denen des Analytikers verschieden sind, sondern weil er ihnen einen verschiedenen Sinn unterlegt. Als ganz banales Beispiel brauchen wir nur das Wort „Sexualität" zu nehmen; für den Analysanden, der die Sexualität verdrängt, hat das Wort eine ganz andere Bedeutung, als für den Analytiker, der sie kennt. Der erstere wird sich zuerst der Auffassung der Erwachsenen anpassen und dann erst dem Sexualleben. Die Bedeutung des Wortes wird ihm aber nicht klar werden, solange er selbst nicht zu einem normalen Sexualleben gelangt ist, genauer ausgedrückt, er wird

glauben, sie schon vorher erfaßt zu haben, aber erst nach der Erfahrung wird er hinzufügen: „Erst jetzt habe ich verstanden."

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Das Kind nimmt seinen Wunsch für die Realität und verwechselt auch leicht seine Absicht mit der Realisierung dieser Absicht. Es kommt vor, daß es voll guten Willens ist zu arbeiten, und dabei seine Arbeit doch vernachlässigt. Wenn es dann deswegen auf unverständige Weise gescholten wird, wird es sich sicherlich in seiner Eigenliebe gekränkt fühlen und den Vorwurf ungerecht finden. Ein Stillstand auf dem betreffenden Arbeitsgebiet ist dann die Folge. Das Kind wird versucht sein, den Wert seiner Absicht aus narzißtischer Abwehr zu überschätzen und der Realisierung seiner Absicht immer weniger Bedeutung beilegen. Wenn es theoretisch auch fähig ist, die beiden Dinge zu unterscheiden, wird es sie in der Praxis doch verwechseln, und erscheint infolgedessen unaufrichtig. Das echte Gefühl (Abscheu vor der Arbeit) wird verdrängt und der Kranke lebt in einem sentimentalen Wortschwall, mit dem er sich aus seiner Umgebung vollgesogen hat und den er für seine wahren Gefühle hält.

Im Verlauf einer Analyse ist mir ein in dieser Hinsicht besonders typischer Vorfall untergekommen. Ein Patient, der selbst kein Geld besaß und dessen Analyse von einem seiner Verwandten bezahlt wurde, bezeigte tiefes Bedauern wegen einer Honorarrechnung von 15 Francs, die zwei Jahre unbeglichen geblieben war. Da er auch sonst eine Menge Schulden hatte, schien mir dieses Bedauern eine negative Übertragung zu maskieren. Ich wollte die Echtheit seines Gefühles prüfen und bat ihn, mir zum Ausgleich seiner Schuld ein Referat über ein holländisches Werk zu schreiben. Nach 68 Tagen brachte mir der Patient einen kleinen Aufsatz, den er, ohne das Werk zu lesen, geschrieben hatte, einen banalen Kommentar des Titels und des Inhaltsverzeichnisses. Der Patient hatte sich bei Übernahme der Arbeit ganz aufrichtig bei mir bedankt, gerührt darüber, daß endlich jemand zu ihm Vertrauen hatte. Er wußte selbst nichts um seine feindliche Einstellung und nahm seine unter dem sozialen Zwang stehenden Absichten für seine realen Gefühle.

Es ist leicht ersichtlich, daß bei einem solchen Menschen der Begriff der Aufrichtigkeit nicht dieselbe Bedeutung haben kann wie bei einem, der sich seiner Gefühle bewußt ist. Für den einen bildet die Absicht das Kriterium der Aufrichtigkeit, für den anderen die Realisierung seiner Absicht. Die zwei Personen sprechen eine verschiedene Sprache und können sich solange nicht wirklich verständigen, als sie den Ausdrücken, die sie verwenden, verschiedene Bedeutung geben.

Aus diesem Beispiel erhellt eine für die Psychologie der intellektuellen Entwicklung wie für die Psychoanalyse gleich interessante Tatsache. Sie zeigt nämlich einerseits einen Berührungspunkt, anderseits einen Trennungspunkt der beiden Methoden; einen Berührungspunkt dadurch, daß die Analyse hier eine der typischen egozentrischen Haltungen offenbart, wie sie auch die auf

die Kinderforschung angewandte klinische Methode aufzeigt; einen Trennungspunkt in der Hinsicht, daß die klinische Methode ständig die Beobachtung der Tatsachen im Auge hat, während die Analyse die Mechanismen und die determinierenden Beweggründe aufhellen will. Gewiß vernachlässigt auch die genetische Methode den Faktor des sozialen Zwanges nicht, sie zieht aber die besondere Determiniertheit gewisser Verzögerungen in der Entwicklung nicht in Betracht. Das liegt wohl daran, daß die beiden Methoden nicht dasselbe Ziel verfolgen. Die genetische Methode will die Reihenfolge der Erwerbungen des Kindes beobachten, während die Psychoanalyse die Stockungen in seiner Entwicklung und deren Ursachen erklären will. Damit ist nicht gesagt, daß die beiden Methoden einander nichts zu geben hätten. Die Analyse zeigt uns zum großen Teil die Gründe, warum das Kind nicht auf der ganzen Linie von einem Stadium ins andere übertritt. Die klinische Methode der Kinderbeobachtung leistet der Analyse den großen Dienst, daß sie zeigt, auf welchen Wegen die normale Entwicklung von einem Stadium in das andere übergeht; sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die zweifache Anpassung an die Sprache und an die Realität. Ich halte diese Unterscheidung für wichtig und glaube, daß der Analytiker sie in den Deutungen, die er dem Kranken gibt, nicht vernachlässigen darf.

Wir haben eben gesehen, daß die Analyse denselben Sachverhalt (die egozentrische Haltung) ebenso erklären kann wie die klinische Methode. Sie bestätigt auch die Tatsache, daß der Übergang von einem Stadium ins andere nur langsam und über verschiedene Zwischenstufen geschieht. Ein Beispiel hiefür ist in dem folgenden Vorfall gegeben:

Zwei Tage, nachdem mir der oben erwähnte Patient sein Referat übergeben hatte, berichtet er den folgenden Traum: *„Ich bin in einer Klasse und Sie sind der Professor, obwohl Sie einen Ärztemantel anhaben. Sie lehren holländische Sprache und ich frage mich, ob Sie mich vom Unterricht dispensieren werden, da ich diese Sprache besser beherrsche als Sie.“*

Im Anschluß an den Traum gesteht der Patient, daß er das Buch nicht gelesen hat, was einen Fortschritt in seiner Aufrichtigkeit bedeutet; im Traum aber bleibt das Geständnis unvollständig. Es handelt sich nicht um einen Verstoß (was der Angst vor der Zurückweisung der Arbeit durch den Analytiker entsprechen würde), sondern um eine Dispensierung. Der Träumende verdrängt das durch die Mittelmäßigkeit seiner Arbeit und durch seine Faulheit hervorgerufene Minderwertigkeitsgefühl. Er läßt nur die Narbe der narzißtischen Kränkung erkennen. Er ist dispensiert, weil er besser holländisch kann als der Analytiker. Von neuem wird er für seine Absicht belohnt und nicht für die Qualität seiner Leistung (Realisierung).

Abschließend können wir sagen, daß die beiden Methoden bezüglich des Übergangs des kindlichen Denkens zum Denken der Erwachsenen zu übereinstimmenden Resultaten kommen. Da ihr Ziel aber verschieden ist, legt jede von ihnen den Nachdruck auf eine andere Kategorie von Tatsachen.

Aufrichtung des Über-Ichs beim Knaben

Die Vorgänge, welche das Über-Ich des Mädchens formen, sind denen, die wir beim Knaben darstellen, sehr ähnlich, nur daß die Rolle des Vaters bei diesem durch die der Mutter ersetzt wird. Für das Problem, das uns beschäftigt, genügt es, die diesbezüglichen Vorgänge bei einem der beiden Geschlechter zu untersuchen.

Rufen wir uns die Theorien Freuds in Erinnerung, wie sie in „Das Ich und das Es" dargestellt sind (27).

„Uranfänglich in der primitiven oralen Phase des Individuums sind Objektbesetzung und Identifizierung wohl nicht voneinander zu unterscheiden. Späterhin kann man nur annehmen, daß die Objektbesetzungen vom Es ausgehen, welches die erotischen Strebungen als Bedürfnisse empfindet . . . Soll oder muß ein solches Sexualobjekt aufgegeben werden, so tritt dafür nicht selten die Ich-Veränderung auf, die man als Aufrichtung des Objekts im Ich wie bei der Melancholie beschreiben muß; die näheren Verhältnisse dieser Ersetzung sind uns noch nicht bekannt. Vielleicht erleichtert oder ermöglicht das Ich durch diese Introjektion, die eine Art von Regression zum Mechanismus der oralen Phase ist, das Aufgeben des Objekts. Vielleicht ist diese Identifizierung überhaupt die Bedingung, unter der das Es seine Objekte aufgibt" (28).

„Wie immer sich auch die spätere Resistenz des Charakters gegen die Einflüsse aufgegebener Objektbesetzungen gestalten mag, die Wirkungen der ersten, im frühesten Alter erfolgten Identifizierungen werden allgemeine und nachhaltige sein. Dies führt zur Entstehung des Ich-Ideals zurück, denn hinter ihm verbirgt sich die erste und bedeutsamste Identifizierung des Individuums, die mit dem Vater der persönlichen Vorzeit. Diese scheint zunächst nicht Erfolg oder Ausgang einer Objektbesetzung zu sein, sie ist eine direkte und unmittelbare und frühzeitiger als jede Objektbesetzung. Aber die Objektwahlen, die der ersten Sexualperiode angehören und Vater und Mutter betreffen, scheinen beim normalen Ablauf den Ausgang in solche Identifizierungen zu nehmen und somit die primäre Identifizierung zu verstärken" (29).

Zum besseren Verständnis und zur Vervollständigung dieser Stelle möchte ich, ehe wir die Untersuchung des Über-Ichs fortsetzen, die Ideen Freuds über die Identifizierung ins Gedächtnis rufen. Sie sind im 7. Kapitel von „Massenpsychologie und Ich-Analyse" enthalten (30).

„Die Identifizierung ist der Psychoanalyse als früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person bekannt. Sie spielt in der Vorgeschichte des Ödipuskomplexes eine Rolle. Der kleine Knabe legt ein besonderes Inter-

esse für seinen Vater an den Tag, er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine Stelle treten. Sagen wir ruhig: er nimmt den Vater zu seinem Ideal. Dies Verhalten hat nichts mit einer passiven oder femininen Einstellung zum Vater (und zum Manne überhaupt) zu tun, es ist vielmehr exquisit männlich" (31).

„... Gleichzeitig mit dieser Identifizierung mit dem Vater, vielleicht sogar vorher, hat der Knabe begonnen, eine richtige Objektbesetzung der Mutter nach dem Anlehnungstypus vorzunehmen ... Die beiden (Bindungen) bestehen eine Weile nebeneinander, ohne gegenseitige Beeinflussung oder Störung. Infolge der unaufhaltsam fortschreitenden Vereinheitlichung des Seelenlebens treffen sie sich endlich und durch dies Zusammenströmen entsteht der normale Ödipuskomplex. Der Kleine merkt, daß ihm der Vater bei der Mutter im Wege steht; seine Identifizierung mit dem Vater nimmt jetzt eine feindselige Tönung an und wird mit dem Wunsch identisch, den Vater auch bei der Mutter zu ersetzen" (32).

Im weiteren Verlauf dieser Identifizierung kann der Vater auch zum Liebesobjekt genommen werden. „Es ist leicht, den Unterschied einer solchen Vateridentifizierung von einer Vaterobjektwahl in einer Formel auszusprechen. Im ersten Falle ist der Vater das, was man sein, im zweiten das, was man haben möchte" (33).

„Das aus diesen drei Quellen Gelernte können wir dahin zusammenfassen, daß erstens die Identifizierung die ursprünglichste Form der Gefühlsbindung an ein Objekt ist, zweitens, daß sie auf regressivem Wege zum Ersatz für eine libidinöse Objektbindung wird, gleichsam durch Introjektion des Objekts ins Ich, und daß sie drittens bei jeder neu wahrgenommenen Gemeinsamkeit mit einer Person, die nicht Objekt der Sexualtriebe ist, entstehen kann" (34).

„Da das Über-Ich ‚der Erbe des Ödipuskomplexes' (35) ist, wäre erst die Entwicklung dieses Komplexes festzulegen. Wir können aber immerhin als gegeben annehmen, daß der Knabe dank seiner bisexuellen Anlage durch eine Phase der libidinösen Bindung an den Vater geht, auf die er später verzichten muß und die dann gemäß den oben beschriebenen drei Mechanismen in Identifizierung übergeht."

Sobald sich der Knabe voll in der Ödipusphase befindet, nimmt „die Vateridentifizierung eine feindselige Tönung an, sie wendet sich zum Wunsch, den Vater zu beseitigen, um ihn bei der Mutter zu ersetzen. Von da an ist das Verhältnis zum Vater ambivalent; es scheint, als ob die in der Identifizierung von Anfang enthaltene Ambivalenz manifest geworden wäre. Die ambivalente Einstellung zum Vater und die nur zärtliche Objektstrebung nach der Mutter beschreiben für den Knaben den Inhalt des einfachen, positiven Ödipuskomplexes."

„Bei der Zertrümmerung des Ödipuskomplexes muß die Objektbesetzung der Mutter aufgegeben werden. An ihre Stelle kann zweierlei treten, entweder eine Identifizierung mit der Mutter oder eine Verstärkung der Vateridentifizierung. Den letzteren Ausgang pflegen wir als den normaleren anzusehen, er gestattet es, die zärtliche Beziehung zur Mutter in gewissem Maße festzuhalten. Durch den Untergang des Ödipuskomplexes hätte so die Männlichkeit im Charakter des Knaben eine Festigung erfahren" (36).

Die Identifizierung mit dem Vater hat also nach der vorausgehenden Begründung die Neutralisierung der Aggression zum Ziel.

„Da die Feindseligkeit nicht zu befriedigen ist, stellt sich eine Identifizierung mit dem anfänglichen Rivalen her. Beobachtungen an milden Homosexuellen stützen die Vermutung, daß auch diese Identifizierung Ersatz einer zärtlichen Objektwahl ist, welche die aggressiv-feindselige Einstellung abgelöst hat" (37).

Ehe wir unsere Ausführungen über das Über-Ich abschließen, wollen wir einen kurzen Abschnitt über die Ambivalenz einschalten, die in der Freudschen Theorie eine so wichtige Rolle spielt. Der Ausdruck ist, nebenbei gesagt, von Bleuler geprägt worden.

In den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" stellt Freud fest (38), daß die Ambivalenz beim Knaben auf Grund seines Konfliktes mit dem Vater entsteht. Es handelt sich dabei um ein ganz primitives Gefühl, in welchem Liebe und Haß nebeneinander stehen, was beim Erwachsenen unausbleiblich zu einem Konflikt führen müßte. Diese Ambivalenz findet man beim Erwachsenen aber im Unbewußten wieder. Mit fortschreitendem Alter läßt das Kind die ambivalenten Mechanismen mehr und mehr fallen. In gleicher Weise hat sich auch die Menschheit mehr und mehr von den Tabu-Beziehungen zurückgezogen, die für primitive Kulturen charakteristisch und im Grunde ambivalenter Natur sind (39).

Nach der Klärung des Begriffes Ambivalenz kehren wir zur Untersuchung des Über-Ichs zurück und legen seine Rolle gegenüber dem Ödipuskomplex genauer fest.

„Das Über-Ich ist aber nicht einfach ein Residuum der ersten Objektwahlen des Es, sondern es hat auch die Bedeutung einer energischen Reaktionsbildung gegen dieselben. Seine Beziehung zum Ich erschöpft sich nicht in der Mahnung: So (wie der Vater) sollst du sein, sie umfaßt auch das Verbot: So (wie der Vater) darfst du nicht sein, das heißt, nicht alles tun, was er tut; manches bleibt ihm vorbehalten. Dies Doppelangesicht des Ich-Ideals leitet sich aus der Tatsache ab, daß das Ich-Ideal zur Verdrängung des Ödipuskomplexes bemüht wurde, ja, diesem Umschwung erst seine Entstehung dankt. Die Verdrängung des Ödipuskomplexes ist offenbar keine leichte Aufgabe gewesen. Da die Eltern, besonders der Vater, als das Hindernis gegen die Ver-

wirklichung der Ödipuswünsche erkannt werden, stärkte sich das infantile Ich für diese Verdrängungsleistung, indem es dies selbe Hindernis in sich aufrichtete. Es lieh sich gewissermaßen die Kraft dazu vom Vater aus, und diese Anleihe ist ein außerordentlich folgenschwerer Akt. Das Über-Ich wird den Charakter des Vaters bewahren, und je stärker der Ödipuskomplex war, je beschleunigter (unter dem Einfluß von Autorität, Religionslehre, Unterricht, Lektüre) seine Verdrängung erfolgte, desto strenger wird später das Über-Ich als Gewissen, vielleicht als unbewußtes Schuldgefühl über das Ich herrschen . . ." (40).

„Fassen wir die beschriebene Entstehung des Über-Ichs nochmals ins Auge, so erkennen wir es als Ergebnis zweier höchst bedeutsamer biologischer Faktoren, der langen kindlichen Hilflosigkeit und Abhängigkeit des Menschen und der Tatsache seines Ödipuskomplexes, den wir ja auf die Unterbrechung der Libidoentwicklung durch die Latenzzeit, somit auf den zweizeitigen Ansatz seines Sexuallebens zurückgeführt haben" (41).

Alexander hat die Entstehung des Über-Ichs weit einfacher erklärt (42).

Das Kind gerät in Konflikt mit der Außenwelt: gewöhnlich entsteht dieser erste Konflikt bei der Reinlichkeitserziehung. Das Kind lernt, daß es bei seiner Umgebung Unzufriedenheit hervorruft, wenn es sich beschmutzt, eine Wirkung, die allenfalls noch durch Drohungen verschärft wird.

Um sich die Mißgunst der Erwachsenen zu ersparen, kommt das Kind ihr zuvor, indem es sich eine solche Befriedigung versagt. Der Konflikt, der sich ursprünglich zwischen dem Ich des Kindes und dem Erwachsenen abspielte, verläuft jetzt zwischen demselben Ich und dem introjizierten Erwachsenen. Anders gesagt, der Konflikt wurde verinnerlicht und das Über-Ich geschaffen. Der Ödipuskomplex ist nur ein Sonderfall, der diese ersten Reaktionen verstärkt. Das Über-Ich gewinnt neue Macht, wenn der Erwachsene das Kind bei den ersten Onanieversuchen mit Kastration bedroht oder wenn sich diese Drohung bei der Wahrnehmung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes von selbst einstellt.

Aus allem Vorangegangenen ist eine gewisse peinliche Unschlüssigkeit der Psychoanalytiker betreffs der Bildung des Über-Ichs zu ersehen. Ehe wir die genetischen Mechanismen festzulegen versuchen, wollen wir das Resultat der Untersuchungen Piagets über die Entwicklung des moralischen Denkens beim Kinde darstellen.

Wir werden dann die beiden Gesichtspunkte einander gegenüberstellen und versuchen, eine klare Kenntnis des Über-Ichs und seiner Genese zu erlangen.

„Es scheint beim Kinde eine zweifache Moral zu bestehen, deren Rückwirkungen dann in der Moral der Erwachsenen ersichtlich werden. Diese zweifache Moral wird durch aufeinanderfolgende Bildungsprozesse hervorgerufen,

die sich indessen nicht zu ausgesprochenen Stadien ausdehnen. Immerhin läßt sich die Existenz einer Zwischenphase nachweisen. Der erste Prozeß wird durch den moralischen Zwang des Erwachsenen ausgelöst und führt in der Folge zur Heteronomie und zum moralischen Realismus. Der zweite besteht in der gemeinsamen Arbeit und führt zur Autonomie. Zwischen beiden kann man eine Phase der Verinnerlichung und Verallgemeinerung von Geboten und Vorschriften unterscheiden.

Der moralische Zwang ist durch einseitige Hochachtung charakterisiert. Diese Hochachtung ist nun, wie Bovet klar gezeigt hat, die Quelle der moralischen Bindung und des Pflichtgefühls: jede von einer Respektsperson gegebene Vorschrift ist für die Zukunft verbindlich... Diese Pflichtmoral ist in ihrer ursprünglichen Form wesentlich heteronom. Das Gute ist der Gehorsam gegen den Willen des Erwachsenen. Das Schlechte ist das Handeln nach eigenem Gutdünken. In einer solchen Moral ist kein Platz für das, was die Moralphilosophen „das Gute" im Gegensatz zur reinen Pflicht genannt haben, wobei das Gute ein Ideal bildet, das dem freien bewußten Entschluß und der Beeinflussung näher steht als dem Zwang. Gewiß ruhen die Beziehungen zwischen Kindern und Eltern nicht rein auf Zwang. Es besteht eine gegenseitige unmittelbare Zuneigung, die das Kind von Anfang an zu Akten von Großmut, sogar von Opfermut, zu rührenden Kundgebungen bringt, die durchaus nicht vorgeschrieben sind. Hier ist zweifellos der Ausgangspunkt jener Moral des Guten gegeben, die sich parallel zur Pflichtmoral entwickelt und die dann bei gewissen Menschen vorherrschend wird. Das Gute ist dann das Produkt der gemeinsamen Arbeit. Der Moraltrieb aber, der auch der Urheber aller Pflicht ist, könnte aus sich heraus nur zur Heteronomie und in seinen äußersten Konsequenzen zum moralischen Realismus führen.

Es kommt dann zu einer Zwischenphase, auf die Bovet glücklich hingewiesen hat: das Kind gehorcht nicht nur den Befehlen der Erwachsenen, sondern dem Gebote an sich, das selbständig verallgemeinert und im einzelnen angewendet wird... Wir können darin sicherlich eine Arbeit des Verstandes erblicken, der sich der Moralgebote wie aller andern Gegebenheiten bedient und sie verallgemeinert oder differenziert. Wenn wir damit auch auf dem Wege zu einer Autonomie des Bewußtseins zu sein glauben, kann es sich hier doch nur um eine teilweise Autonomie handeln: das Gebot wird immer wieder von außen auferlegt und erscheint nicht als das notwendige Ergebnis des Bewußtseins selbst.

Die Gegenseitigkeit allein wird zum Träger der Autonomie.

„Die autoritäre Moral, also die Moral der Pflicht und des Gehorsams, führt auf dem Gebiete der Rechtspflege zu einer Verwechslung dessen, was ‚recht' ist mit dem Inhalt des bestehenden Gesetzes und zur Anerkennung der sühnen-

den Strafe. Die Moral der gegenseitigen Achtung, also die Moral des Guten (im Gegensatz zur Pflicht) und der Autonomie führt auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts zur Entwicklung der Gleichheit, dem verfassungsmäßigen Begriff für ausgleichende Gerechtigkeit und Gegenseitigkeit. Die Solidarität unter Gleichen erscheint daher abermals als Quelle eines Ineinanderwirkens zusammenhängender und einander ergänzender Moralbegriffe, welche die rationale Mentalität charakterisieren. Man kann sich natürlich fragen, ob derartige Verhältnisse sich überhaupt entwickeln können, ohne eine vorausgehende Phase, in welcher die einseitige Hochachtung des Kindes für den Erwachsenen das kindliche Bewußtsein formt. Bei der Unmöglichkeit einer Verifizierung ist eine Diskussion dieses Problems nicht recht am Platze. Soviel aber ist sicher, daß das Gleichgewicht zwischen den ergänzenden Begriffen der heteronomen Pflicht und der Sühne an sich labil ist, weil die Persönlichkeit darin nicht volle Ausbreitungsmöglichkeit finden kann. Je größer das Kind wird, um so unberechtigter erscheint ihm die Unterwerfung seines Gewissens unter das des Erwachsenen. Abgesehen von den eigentlichen moralischen Verirrungen, die sich in endgültiger innerlicher Unterwerfung (Erwachsene, die ihr Leben lang Kinder bleiben) oder in immerwährendem Aufruhr äußern, nimmt die einseitige Achtung von selbst die Richtung zur gegenseitigen Achtung und zur einverständlichen, gemeinsamen Arbeit, die das normale Gleichgewicht darstellt" (43).

Vor dem Stadium der gemeinsamen Arbeit gibt es also ein Stadium, in welchem die Moral des Kindes fast ausschließlich durch den Zwang des Erwachsenen beherrscht wird. Dieses Stadium müßte genauer untersucht werden, um seine Beziehungen zum Über-Ich zu prüfen. Es könnte sich dann tatsächlich ergeben, daß das Über-Ich nur die letzte Spur einer Entwicklungsphase wäre, in der Art, wie die magische und animistische Periode bei unvollständig Entwickelten einen unverletzlichen Bestand in Form von Aberglauben und Vorahnungen hinterläßt. Der Kampf zwischen Ich und Über-Ich wäre also das Bemühen des einzelnen, die im Unbewußten durch die kindliche Furcht vor dem Erwachsenen eingeprägten Moralgewohnheiten durch eine Moral der gemeinsamen Arbeit zu ersetzen.

Um die Gedanken Freuds und Piagets besser vergleichen zu können, setzen wir die Entwicklungsstadien des Über-Ichs gemäß der psychoanalytischen Lehre hierher.

1. Primäre Identifizierung aus Hochachtung vor dem Erwachsenen.
2. Sekundäre Identifizierung aus Furcht.

Ödipuskomplex und Onanie sind nur Sonderfälle dieses Mechanismus, die die Furcht wegen der mit ihnen verbundenen Kastrationsideen verstärken.

3. Tertiäre Identifizierung durch Neutralisierung der Aggression.
4. Einfacher Mechanismus der Verinnerlichung des Konfliktes, wie Alexander ihn beschreibt.

A. Die primäre Identifizierung

Die primäre Identifizierung entspricht dem was Piaget Entscheidungsunvermögen genannt hat. Ich halte den letzteren Ausdruck für den glücklicheren. Das Kind empfindet die Macht des Erwachsenen und macht dank den Mechanismen der Verbundenheit keinen Unterschied zwischen sich und dem Vater. Es hat keine klare Vorstellung davon, was es von dem Wesen, das es sein möchte, unterscheidet. Ich habe erst unlängst die Richtigkeit dieser Auslegung bei einem 25jährigen Psychopathen feststellen können, der alle glücklichen Ereignisse, die seinem Vater begegneten, so aufnahm, als seien sie ihm selbst begegnet. Der Patient, dessen Analyse von seinem Vater bezahlt wurde, reagierte auf Honorarrechnungen genau so, als ob er sie mit seinem eigenen Gelde bezahlte.

Die Erfüllung seiner Wünsche durch den Erwachsenen unterstützt das Kind in seinem Beharren auf dem Stadium des Unterscheidungsunvermögens.

„Wie wir bei der Besprechung der Magie gesehen haben", schreibt Piaget, „muß das Kind, dessen Aktivität von der Wiege an an die ergänzende Aktivität der Eltern gebunden ist, in seinen ersten Lebensjahren den Eindruck haben, daß es ununterbrochen von wohlwollenden Gedanken und Handlungen umgeben sei, daß die Seinen alle seine Absichten kennen und billigen. Es muß annehmen, daß man es in jedem Augenblick sieht, begreift und seinen Wünschen zuvorkommt" (44).

Der Erwachsene ist eine Zeitlang für das Kind sozusagen der bessere Teil seiner selbst.

Bei dieser primären Identifizierung darf man die Rolle nicht vergessen, die der kindliche Realismus spielt. Wie schmerzlich die Erfahrungen, die das Kind an seinem Vater gemacht hat, auch sein mögen, für den kindlichen Eindruck bleibt der Vater doch ein vollkommenes, allmächtiges und allwissendes Wesen. „Das Wichtigste für das Kind", schreibt Luquet hinsichtlich des Zeichnens, „ist nicht der Aspekt, den das Objekt von irgendeinem zufälligen und veränderlichen Standpunkt gewinnt, sondern, wenn man so sagen kann, der Aspekt an sich *sub specie aeternitatis*" (45). Dasselbe gilt für den moralischen Standpunkt. Dieser absolute Begriff gibt auch der Funktion des Über-Ichs ihren Charakter.

Auch bei den ersten Konflikten mit dem Vater modifiziert sich dieses Schema nicht, wodurch erst klar wird, warum die Ambivalenz in diesem Stadium überhaupt möglich ist. Das Gegensätzliche ist in diesem Stadium

nicht gesondert. Wie etwa aus der ganz primitiven Männchen-Zeichnung eines Kindes nicht hervorgeht, daß das Kind den Unterschied zwischen Kopf, Hals und Rumpf nicht begriffen habe, ebenso beweist die Vorstellung vom allmächtigen Vater nicht das Fehlen der Einsicht in einige seiner Fehler. Aber diese ersten Erfahrungen haben noch nicht die Kraft, das primitive, intellektuelle Schema zu zerstören.

B. Sekundäre Identifizierung aus Furcht

In dem Werke „Le jugement moral de l'Enfant" faßt Piaget die von Bovet übernommene These folgendermaßen zusammen (46):

„Wie entsteht also das Pflichtbewußtsein? Zwei Bedingungen und ihre hinreichende Verbindung sind dazu notwendig: 1. Ein Individuum muß Vorschriften von einem anderen Individuum erhalten; das zu befolgende Gebot ist psychologisch also von der individuellen Gewohnheit oder von dem, was wir das motorische Gebot genannt haben, verschieden; 2. das Individuum, das die Vorschriften erhält, muß diese annehmen, d. h. also den, von dem das Gebot ausgeht, respektieren... Was nun das Kind betrifft, so erklärt sich die Entstehung des Pflichtgefühls auf die einfachste Art dadurch, daß die Älteren (im Spiel) oder die Erwachsenen (im Leben) Vorschriften machen und daß die Kinder Ältere und Erwachsene respektieren (47).

Die Beschreibung Piagets stimmt also zu jener Vorschrift, die infolge der eben untersuchten primären Identifizierung frei akzeptiert wird.

So einfach liegt nun der Fall meist nicht. Das Gebot des Erwachsenen ruft beim Kinde, das seinen eigenen Ansichten den Vorzug geben möchte, einen Konflikt hervor. Das Kind wird schließlich von der Macht (Unterdrückung) oder den Drohungen des Erwachsenen besiegt. So entsteht die Furcht, die, nach dem Schema Alexanders, den Schwächeren veranlaßt, seinen Konflikt zu verinnerlichen.

Das kann auf zweierlei Art vor sich gehen.

1. Das Kind lehnt sich auf, läßt seiner Aggression freien Lauf, besinnt sich auf sich selbst und weist das Gebot des Erwachsenen zurück. Das kommt in verschiedener Heftigkeit bei jedem Kinde früher oder später einmal vor.

2. Das Kind, mehr oder weniger eingeschüchtert durch die Drohungen mit Kastration, mit der Hölle und durch körperliche Züchtigungen usw., entwickelt sich nur mehr als Funktion der Gebote der Erwachsenen. Durch die Verinnerlichung des Konfliktes repräsentiert das Über-Ich dauernd den Willen des Erwachsenen. In diesem zweiten Falle bringt es das Kind nicht mehr zum Bewußtsein seiner selbst und seiner Wünsche, die sofort verdrängt werden. Man kann auch sagen: je strenger das Über-Ich, desto stärker die Ambivalenz. Versuchen wir den Begriff der Ambivalenz zu präzisieren.

Sie scheint uns auf dem Gebiete der Affektivität das zu sein, was auf intellektuellem Gebiet das Gesamtschema ist: ein zusammengesetztes Gefühl, das Gegensätze vereinigt, weil das Individuum nicht imstande ist, sie voneinander zu sondern. In diesem Sinne beschreibt Freud es mit Recht als ein durchaus primitives Gefühl. Auch an ihm fehlt das Unterscheidungsvermögen; Liebe und Haß bestehen bis zu einem gewissen Grade nebeneinander. Um Haß und Aufruhr zu unterdrücken, überschätzt das Kind die primäre Identifizierung.

Das Kind sieht sich also eingekreist in einen circulus vituosus; es muß auf Zwang beruhende Beziehungen verstärken, und diese halten es in seinem Infantilismus fest.

„Der moralische Realismus", schreibt Piaget, „basiert anscheinend auf der Verbindung zweier Kausalreihen, wovon die eine dem freien Denken des Kindes (infantiler Realismus) und die andere dem durch den Erwachsenen ausgeübten Zwang entspricht. Diese Verbindung aber ist keineswegs eine zufällige, sondern scheint uns kennzeichnend für die hauptsächlichsten psychologischen Prozesse sowohl auf intellektuellem wie auf moralischem Gebiete" (48).

Ich zitiere hier eine Stelle, in der Piaget die schädliche Wirkung des Zwangs noch viel deutlicher zum Ausdruck bringt: „Der Zwang wirkt ganz anders als die gemeinsame Arbeit und verstärkt infolgedessen gerade die egozentrischen Strebungen in gewisser Hinsicht, bis die gemeinsame Arbeit das Kind auf einmal von seinem egozentrischen Denken und von den Folgen dieses Zwanges befreit" (49).

Wenn das Über-Ich eine letzte Spur jener Moral ist, die das Kind unter dem Druck des Erwachsenen schafft, muß es dieselben Merkmale haben wie der moralische Realismus des Kindes.

Wir wissen nun, daß sein wesentlichster Zug seine Unbeugsamkeit ist; der einzelne kann sich ihm nicht entziehen, ohne in schwere innere Konflikte zu geraten und ohne sich selbst Bußen aufzuerlegen.

Gelegentlich der allgemeinen Darstellung der Ideen Piagets haben wir gesehen, daß das Gebot der Erwachsenen für das Kind eine absolute Regel darstellt, so daß der Begriff der Pflicht mit dem des Guten verwechselt wird. Der Mechanismus der Selbstbestrafung hat schließlich noch ein wichtiges Kennzeichen: der moralische Realismus kennt in der Rechtspflege lediglich die strafende Gerechtigkeit.

Die Strenge des Über-Ichs hängt also von der Verbindung zweier Ursachen ab: dem egozentrischen und realistischen Denken des Kindes einerseits und der Furcht vor der Bestrafung durch den Erwachsenen anderseits.

Wenn wir nun das Problem der Entstehung des Über-Ichs vom Standpunkte der allgemeinen Psychologie betrachten, scheint der Ödipuskomplex nicht jene genetische Rolle zu spielen, die Freud ihm zuschreibt. Wir können höchstens sagen, daß der Haß, den der Knabe gegen seinen Vater richtet, die Angstmechanismen verstärkt. Dieser Haß stößt nun auf das Gebot „Du sollst deinen Vater lieben", löst Schuldgefühle aus, und diese verstärken wiederum die Forderungen des Über-Ichs.

Das gilt ebenso für das Problem der Kastration und der Onanie. Indessen muß man betonen, daß es im Schicksal des einzelnen vorkommen kann, daß einer dieser Komplexe so überragend gewesen ist, daß er die Reaktion des Über-Ichs endgültig fixierte und eine normale Entwicklung zur Moral der gemeinsamen Arbeit nicht zuließ.

Das Über-Ich ist das Residuum des realistischen und egozentrischen Denkens auf moralischem Gebiet. Und nun, was für uns Psychoanalytiker vor allem interessant ist: das ganze Denken des Kindes, selbst soweit es nicht ausgesprochen affektiver oder moralischer Art ist, nimmt normalerweise um das siebente bis achte Lebensjahr einen anderen Charakter an.

„Die Verminderung der Egozentrik", schreibt Piaget, „die um das siebente und achte Lebensjahr sehr deutlich wird, ist die Folge der fortschreitenden Sozialisierung des kindlichen Denkens. Die Loslösung von der ausschließlichen Bindung an die Eltern und die Loslösung vom subjektiven oder Ich-Standpunkt sind also die beiden hauptsächlichsten Faktoren, die die Abwendung vom Animismus und vom Glauben an die künstliche Herstellung aller Dinge herbeiführen" (50).

Piaget läßt also den Fortschritt von der Sozialisierung des Denkens abhängen. Diese Idee könnte vielleicht als Überbau der psychoanalytischen Lehre betrachtet werden, die den Fortschritt in der Transformierung der (stets mehr oder weniger an Triebmechanismen und Ambivalenz gebundenen) Fixierungsbeziehungen in Objektbeziehungen sieht, die die eigentlichen frei erwählten Beziehungen sind.

Das Über-Ich ist ein typisches Residuum der Fixierung an irgendeine Autorität. Es ist ein hindernder und kein fortschrittlicher Faktor.

Damit schließen wir die Betrachtungen, die sich aus einer Gegenüberstellung der Ideen Freuds und Piagets über dieses Thema ergeben.

Die Geburt von Geschwistern

Die Forschungen Piagets über das Recht eröffnen uns neue Einblicke in die Konflikte, die bei manchen Kindern die Geburt von Geschwistern verursachen und lassen uns besser verstehen, warum dieses Ereignis von den einen gut und von den andern schlecht vertragen wird.

Piaget entdeckt nun in der Kindheit wirklich drei Rechtsstadien:

1. Das Recht wird mit dem Befehl des Erwachsenen verwechselt.
2. Das Recht wird ausgleichend: jeder hat gleiches Recht.
3. Das ausgleichende Recht verliert seine starre Funktion und beginnt den besonderen Verhältnissen jedes einzelnen Rechnung zu tragen.

Wenn wir uns in die Lage des Kindes versetzen, das die Zuneigung der Seinen mit einem Neuangekommenen teilen soll, werden wir verstehen, daß ein solches Ereignis sehr verschiedene Reaktionen hervorruft.

Vor dem fünften Lebensjahr bleibt die Idee eines Rechts, das mit einem erteilten Befehl verwechselt wird, fast rein theoretischer Natur. In der Praxis wird, da es sich um die Persönlichkeit des Kindes handelt, das egozentrische Denken überwiegen. In jener Phase, in der es sich von seinen Eltern nicht zu unterscheiden meint, entsteht auch die Illusion, daß es an deren Allmacht teilnimmt. Da es nun die Eltern mit sich selbst verwechselt, glaubt es Anspruch auf deren alleinigen Besitz zu haben. Sein egozentrisches Denken gestattet ihm keine Abweichung von dieser Anschauungsweise, es kann gegen den Neuankömmling nur revoltieren und gegen ihn Beseitigungswünsche äußern.

Tritt nun eine Hemmung der Entwicklung ein, kann diese Reaktion dauernd fixiert bleiben. Da das Kind in diesem Stadium aber das Recht mit dem vom Erwachsenen ausgehenden Befehl verwechselt, verdrängt es sein eigenes egozentrisches Gefühl und der unter der Asche glimmende Konflikt erzeugt oft bedeutsame neuropathische Symptome.

Falls Geschwister während der zweiten Phase der Moralentwicklung zur Welt kommen, können sich Eifersuchtskonflikte nur in dem Maße entwickeln, in welchem das Ältere durch das Jüngere benachteiligt zu sein glaubt.

Wenn das Jüngstgeborene erst zur Welt kommt, sobald das andere Kind schon das Stadium der ausgleichenden Rechtsauffassung erreicht hat, gibt es überhaupt keinen Konflikt.

Das Problem kann natürlich auf dem schematischen Wege, den wir hier verfolgen, nicht gelöst werden. Das Verhalten der Eltern und ihr Verständnis für die Konflikte ihrer Kinder spielen hier eine ausschlaggebende Rolle.

Die Entwicklungsstadien des Rechtsgefühles geben uns eine bessere Einsicht in die Frage, warum Mitglieder kinderreicher Familien so verschieden auf die Geburt nachkommender Geschwister reagieren.

Ich halte diese Feststellungen auch therapeutisch für sehr wichtig. Man wird die Widerstände eines Patienten oft viel besser überwinden können, wenn man ihn in die charakteristische Haltung jener Phase zurückversetzt, die er bei Entstehung des Konfliktes durchlief.

Literaturverzeichnis

1. Revue Philosophique de la France et de l'Etranger, 1933, S. 7f.
2. Archives de Psychologie, 1923, S. 282.
3. Piaget: Représentation du Monde chez l'Enfant, Paris 1926, S. XII. (Im folgenden zitiert: R. M. E.)
4. Abraham: Äußerungsformen des weiblichen Kastrationskomplexes. Int. Ztschr. f. Psa., VII, 1921, S. 422 ff.
5. Freud: Die infantile Genitalorganisation. Ges. Schr. Bd. V.
Jones: The early development of female sexuality. Int. Journ. f. Psa., VIII, 1927.
Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psa., Wien 1933.
Jones: Bemerkungen zu Dr. Abrahams „Äußerungsformen usw.". Int. Ztschr. f. Psa., VIII, 1922, S. 329.
Eisler: Unter gleichem Titel, ebendort.
Sachs: Der Wunsch, ein Mann zu sein. Int. Ztschr. f. Psa., VI, 1919.
Karen Horney: Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes. Int. Ztschr. f. Psa., IX, 1923.
Karen Horney: Flucht aus der Weiblichkeit. Int. Ztschr. f. Psa., XII, 1926.
Freud: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes. Ges. Schr. Bd. XI.
Lewis: Psychology of the Castration Complex. Psa. Rev. Bd. XIV u. XV.
Bonsfield: Castration Complex in Women. Psa. Rev. Bd. XIV, 1924, S. 121 ff.
Beatrice Hinkle: On the arbitrary use of the terms Masculine and Feminine. Psa. Rev. Bd. VII, 1920, S. 15 ff.
Helene Deutsch: Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen, Wien 1925.
Melanie Klein: The Psycho-Analysis of Children, London 1932.
Melanie Klein: Frühstadien des Ödipuskonflikts. Int. Ztschr. f. Psa., XIV, 1928.
Josine Müller: Ein Beitrag zur Frage der Libidoentwicklung des Mädchens in der genitalen Phase. Int. Ztschr. f. Psa., XVII, 1931.
Jones: The Phallic Phase. Int. Journ. f. Psa., XIV, 1933.
Wulff: Mutter-Kind-Beziehungen als Äußerungsform des weiblichen Kastrationskomplexes. Int. Ztschr. f. Psa., XVIII, 1932.
Helene Deutsch: Über die weibliche Homosexualität. Int. Ztschr. f. Psa., XVIII, 1932.
6. Saussure: Les fixations homosexuelles chez les femmes névrosées. Rapport à la IVe Conf. des Psa. de langue française. Siehe auch Ferenczi: Gulliver-Phantasien. Int. Ztschr. f. Psa., XIII, 1927, S. 383.
7. Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ferner: Über infantile Sexualtheorien. Ges. Schr. Bd. V.
8. Luquet: Le Dessin enfantin. Paris 1927.
9. Ebendort, S. 233 f.
10. Ebendort, S. 14.
11. Piaget: Le Jugement et le Raisonnement chez l'enfant, Paris 1924, S. 304. (Im folgenden zitiert: J. et R.)
12. Luquet: Op. cit., S. 42 f.
13. Piaget: J. et R., S. 320.
14. Piaget: R. M. E., S. 251.
15. Ebendort, S. 140.
16. Ebendort, S. 236.
17. Piaget: J. et R., S. 292—300.
18. Ebendort, S.303.
19. Piaget: Causalité physique, S. 317.
20. Jones: The Phallic Phase. Int. Journ. f. PsA., XIV, 1933.
21. Piaget: R. M. E., S. 393.
22. Piaget: J. et R., S. 336.

23. Ebendort, S. 325.
24. Ebendort, S. 310.
25. Piaget: Causalité physique, S. 328.
26. Piaget: R. M. E., S. XXXVII ff.
27. Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schr. Bd. VI.
28. Ebendort, S. 373.
29. Ebendort, S. 375.
30. Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr. Bd. VI.
31. Ebendort, S. 303.
32. Ebendort, S. 303.
33. Ebendort, S. 304.
34. Ebendort, S. 306.
35. Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schr. Bd. VI, S. 380.
36. Ebendort, S. 375 f.
37. Ebendort, S. 382.
38. Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ges. Schr. Bd. VII. S. 344.
39. Freud: Totem und Tabu. Ges. Schr. Bd. X, S. 83 f.
40. Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schr. Bd. VI, S. 378 f.
41. Ebendort, S. 379.
43. Piaget: Jugement moral chez l'enfant. Paris 1932.
43. Piaget: Jugement moral chez l'Enfant. Paris 1932.
44. Piaget: R. M. E., S. 246.
45. Luquet: Op. cit., S. 239.
46. Bovet: Les conditions de l'obligation de conscience. Année Psychologique de 1912. Paris 1912.
47. Piaget: Jugement moral, S. 111 ff.
48. Ebendort, S. 210.
49. Ebendort, S. 211 f.
50. Piaget: R. M. E., S. 409.

Mona Lisa und weibliche Schönheit

Eine Studie über Bisexualität

Von

Fritz Wittels

(New-York)

I.

Lionardo ist der Maler der Androgynie (Bisexualität). In seinen eigenen Gesichtszügen wie in seinem Lebenswandel hat er die Neigung zur Androgynie hinter strengen, zwangsneurotischen Linien verborgen. Die Jünglinge aber, die er malte, sind wieder und wieder feminine Männer. Auch in seinem „Heiligen Abendmahl" sind die Hauptfigur und mindestens zwei Apostel feminin. In seinen Frauenbildnissen ist die Neigung zur Androgynie nicht ganz so durchgehend. In den Zügen mancher seiner Männergestalten meint man die der Mona Lisa wiederzufinden, deren berühmtes Porträt jenes rätselhafte Lächeln zeigt, das nun schon vier Jahrhunderte in Atem hält.

Freud führt in seiner Studie[1] dieses Lächeln auf ein Besinnen des Meisters auf das Lächeln seiner Mutter zurück. Es sei ihm nach seinem fünfzigsten Lebensjahr mit großer Macht wieder aufgetaucht. Freud sagt nicht ausdrücklich, daß dieses Lächeln männlich sei. Jedoch zeigt er mit außerordentlichem Scharfsinn und unter Heranziehung des spärlichen biographischen Materiales, das wir über Lionardo besitzen,[2] ferner gestützt auf psychoanalytische und mythologische Erfahrung, daß Lionardo seine Mutter — wie alle Kinder in ihren ersten Jahren — als männlich, das ist mit dem Phallus behaftet, auffaßte und in den Tiefen seines Unbewußten von dieser Auffassung nicht mehr los kam. Es liegt nahe zu vermuten, daß auch das Lächeln, dem die Welt den Namen „lionardesk" gegeben hat, eine Beziehung zum Mutter-Phallus-Komplex enthalte. Es wurde als frivol, als drohend, verbrecherisch, zynisch, teuflisch, verführerisch bezeichnet. Aber alle Beobachter sind darin einig, daß keine dieser Kennzeichnungen und auch nicht mehrere zusammen diese einzigartige malerische Leistung ausschöpfen.

Es ist auch interessant, daß gerade dieses Lächeln als lionardesk durch die Jahrhunderte lebt, während man von androgyner Malerei, die doch so auffallend zu Lionardo gehört, nicht zu sagen pflegt, daß sie lionardesk sei. Oft lebt ein künstlerischer Ausdruck in seiner verdrängten, nicht mehr leicht verständlichen Form unangefochten fort, der in seiner ursprünglichen Form Un-

1) Eine Kindheitserinnerung des Lionardo da Vinci, Ges. Schriften, Bd. 1.
2) Ibidem.

behagen erregt. Auffallend ist das zum Beispiel mit dem landläufigen Begriffe der „platonischen Liebe“ geschehen. Man gibt wohl auch nicht gerne zu, daß Musik und symbolische Dichtung Richard Wagners androgyn sei. Nur wenige Bewunderer dieses Genius der Tonmalerei wissen, daß Wagners Androgynie die Quelle ist, aus der die ungeheure Wucht seiner Musik stammt.

Im Sommer 1932 stand ich im Pariser Louvre lange vor dem Porträt der Mona Lisa. Ich kam mit der Erwartung, in dem Bildnis ein Mannweib zu entlarven. Aber ich mußte mir bald sagen, daß dieses Porträt weit weniger androgyn ist als viele andere Gemälde des Meisters. Es zeigt die Züge einer klugen Frau im noch halb mittelalterlichen Geiste der Renaissance, nicht einmal besonders schön und sehr mittelmäßig in ihrer sexuellen Anziehungskraft (die freilich heute überhaupt andere Wege wandelt als damals). Alles das kann von dem Bilde natürlich nur unter gewaltsamem Hinwegdenken des Lächelns ausgesagt werden. Vielleicht werden manche sagen, daß man dieses Lächeln gar nicht wegdenken kann, weil Mona Lisa ohne ihr Lächeln (gestaltpsychologisch) nicht schaubar sei. Dem ist aber schon aus dem Grunde nicht so, weil das Lächeln — wie Kennern wohlbekannt — nur von der linken Hälfte des Antlitzes schimmert. Wenn man diese Hälfte des Gesichtes zudeckt — man kann das auch an jeder besseren Reproduktion versuchen —, dann hat man ein großes ernsthaftes Auge und einen geraden rechten Mundwinkel vor sich. Hier haben wir also die erste, objektiv feststellbare Spaltung vor uns, die in links und rechts. Die Beziehungen zwischen Links-Rechts und der Androgynie sind der Psychoanalyse bekannt.

Neben dieser ersten Polarität entdeckt der Beobachter des Originals im Louvre bald eine zweite. Je länger man das Bild anschaut, desto mehr scheint das Lächeln aus der Leinwand heraus zu treten, bis es schließlich nicht sowohl auf dem Bilde selbst mehr liegt als zwischen dem Bilde und dem Beschauer, heißer Luft vergleichbar, die im Sommer über Sträuchern zittert. Man kann sagen, das Lächeln löse sich los, es emaniere in einer halb körperlichen, halb unkörperlichen Zartheit. Dabei wird es immer intensiver, man glaubt, jetzt und jetzt wird sie in Gelächter ausbrechen, und der Ton meiner Bemerkung liegt auf dem Worte „ausbrechen“, das ist der Loslösung des Lächelns von der lächelnden Person. Ich glaube nicht, daß Reproduktionen diese Eigenschaft des Bildes voll widergeben können. Andrerseits halte ich den eben geschilderten Eindruck des Lächelns der Mona Lisa für objektiv. Wer immer das Gemälde lange genug ansieht, um das Lächeln zu seiner vollen Auswirkung gelangen zu lassen, muß zum Erlebnis seiner Loslösung gelangen. Es ist nicht statisch, sondern strömt von der Frau weg.

Das rein malerische Problem des Lächelns kann ich nicht diskutieren. Vielleicht ist die Abspaltung des Lächelns technisch malerisch eins mit der vorher

besprochenen Spaltung in links und rechts. Psychologisch interessiert uns die Tatsache, daß die Gesichtszüge eines Weibes ein Lächeln tragen, das sich von ihnen loslösen läßt: ein ernsthaftes, statisches Ich plus einem aktiven Zusatz, der die Welt herausfordert und erobert. Lächeln verhält sich ja überhaupt zur Person, die das Lächeln ausschickt wie eine libidinöse Besetzung des Objektes außerhalb zu einem narzißtischen Sein. Es ist eine soziale Angelegenheit, tritt in Verkehr mit der Außenwelt. Dieses Objekt der Außenwelt kann freilich unter Umständen das eigene Ich sein, das sich zum Objekt nimmt. Man kann etwa in den Spiegel schaun, ist mit sich zufrieden und lächelt sich zu. Für gewöhnlich aber dient das Lächeln dem Verkehre mit dem Du und das schon von dem ersten Lächeln des Säuglings angefangen, der von sich selber und jedenfalls von Selbstspiegelung noch nichts weiß.

Schon eine oberflächliche Analyse von Frauen, von denen man sagt, sie hätten das lionardeske Lächeln — eine Eigenschaft, auf die solche Frauen gewöhnlich nicht wenig stolz sind —, zeigt regelmäßig, daß die männliche Komponente in ihnen rege ist. Von einer solchen Frau, die ich kannte, sagte ein Bildhauer, sie sei für ihn ein unmögliches Modell, denn, wenn im Marmor oder Bronze die Farben des Antlitzes verschwänden, würde niemand die Porträtstudie für etwas anderes als einen Jüngling halten. Ein anderes Mädchen mit lionardeskem Lächeln wollte von Männern als Liebhabern nichts wissen, sehnte sich nach parthenogenetischen Kindern und hatte ihre lesbischen Triebe in paranoiden Verfolgungsideen abzuwehren. Ich habe überdies den Eindruck, als ob auch die Nase im Lionardo-Lächeln ihre besondere Rolle spielte. Eine fein geschnittene Nase, die — wenn man so sagen darf — ihr eigenes, geheimnisvoll anmutendes Leben hat, gehört dazu.

Lächeln steht in einer bestimmten Beziehung zu Schönheit. Hätte Mona Lisa nicht ihr Lächeln, wäre sie gar nicht besonders schön zu nennen. Sie ist schön und unsterblich dadurch, daß sie lächelt: Lächeln und Schönheit sind eins. Das wissen Photographen, die ihre Kunden auffordern zu lächeln und so auf künstlichem, nicht immer mißglückendem Wege Schönheit erzeugen, wo keine ist oder nicht viel davon. Dichter sagen von einer Landschaft etwa, daß sie lächle und meinen damit anmutige Schönheit, die sie anthropomorphisieren. Auf dem Höhepunkt des sexuellen Genusses, wenn alle Menschen in ihrer Art transzendent werden, dann werden sie auch schön — von pathologischen Ausnahmen abgesehn, die mörderisch häßlich werden in ihrer Transzendenz. Der Ausdruck dieser orgastischen Schönheit ist gewöhnlich ein Lächeln. Der leidende Zug, den man an manchen Frauen sieht, ist wohl die Ausnahme. Wir wären im psychologischen Verständnis der lächelnden Frau um vieles weiter, wenn wir mit psychoanalytischer Schärfe zu sagen wüßten, was Frauenschönheit ist.

Es handelt sich also darum, Frauen von ungewöhnlicher Schönheit zu analysieren. Wir wissen, daß es pathologische Schönheit gibt wie pathologische Häßlichkeit. Emile Zola hat in seiner Folge „Les Rougon-Maquarts“ in zwanzig Romanen die Geschichte einer degenerierenden Famile dargestellt. Da erscheinen Säufer, Verbrecher, Hysteriker, Besessene aller Art und mitten unter ihnen Nana, die giftige Schönheit, die alles korrumpiert, was im Lande würdig und sittlich ist. Zola erkannte also, daß Schönheit unter Umständen eine Degenerationserscheinung ist. Was man damals Degeneration nannte, sollte sich heute im Zeitalter der Psychoanalyse schärfer und tiefer fassen lassen. An der Richtigkeit der Beobachtung Zolas ist aber kein Zweifel. Ich kenne eine Familie, in der mehrere Geschwister wegen neurotischer und schwererer Störungen in Behandlung kamen. Ein Bruder litt an Zwangsideen, ein anderer wurde schizophren, ein dritter zeigte Fettsucht und eine der Schwestern brach im Pubertätsalter in Schönheit aus, flammend von sexueller Anziehungskraft mit ihren großen, schwülen Augen, leuchtenden Gesichtsfarben und geschmeidigem Körper. Das Wesentliche an dieser Art Schönheit ist, daß sie ganz aus dem Rahmen der Familie fällt, in den sie eingebettet ist und den sie sprengt. Das Märchen vom häßlichen jungen Entlein hat nicht sowohl den Sinn, daß ein Geschöpf, das schöner ist als alle andern, ein Schwan, als solcher nicht erkannt wird. Es wird plötzlich anders als die anderen. Es ist ihr etwas zugestoßen, das ihr Schicksal bestimmt, sie und die Umwelt oft genug zerstört. Sie wird durch ihre Schönheit aus allem herausgerissen, was die Gesellschaft zum Schutze unseres kulturellen Lebens an Institutionen aufgerichtet hat.

Es soll uns nicht schwer fallen, die pathologische Schönheit in die Krankheitsgruppe einzureihen, zu der sie gehört. Wenn die Schönheit ein Symptom ist, dann ist sie ein Konversionssymptom und gehört zur Hysterie. Die verdrängte Idee: ich will gefallen, den Mann anziehn, von ihm befriedigt werden, mit allen Konflikten zwischen Ich und Es, die daraus entstehen, auf allen Stufen des Narzißmus, der Homo- und Heterosexualität — diese Idee ist zur Organsprache konvertiert und auf die Oberfläche des Körpers geschrieben. Wir wissen, daß die Kastration dahinter steckt, daß in tausend hysterischen Symptomen um den Besitz des Penis gekämpft wird. Das Symptom macht den Penis auf narzißtischem Wege entbehrlich, indem es ihn allegorisiert oder „tautegorisiert“, wie man mit einem Worte des Philosophen Schelling sagen möchte (Tauton = dasselbe). Es lockt ihn gleichzeitig an.

Diese Überlegung legt den Gedanken nahe, daß die Abspaltung, die man als Schönheit empfindet — hier ist zunächst nur von einer bestimmten Art der Frauenschönheit die Rede — männlichen Ursprungs sei. Wir werden aber die Ausspinnung dieses Gedankens verschieben, weil wir nach dem Mysterium

des Lächelns, das wir mit dem Geheimnis der Schönheit gekoppelt haben, ungern ein drittes psychologisch Rätselhaftes wie Männlich und Weiblich einführen wollen, ohne vorerst ausreichendes psychoanalytisches Material zu studieren. Immerhin läßt sich aus allgemeiner Menschenkenntnis sagen, daß weibliche, oft künstlerisch veranlage Männer von dieser Art von Schönheit (Beauté du diable!) besonders angezogen werden. Diese Frauen entwickeln häufig sadistische Tendenzen und dem richtigen hysterischen Mechanismus gemäß wissen sie nicht einmal, was sie ihren Liebhabern antun. Sie entwickeln oft Charakterzüge, die man als unweiblich bezeichnet oder wenigstens bis vor kurzem so bezeichnet hat: Herzlosigkeit, Schamlosigkeit, Angriffslust, Zynismus, Treulosigkeit. Man hat alle diese und ähnliche Eigenschaften aus dem Narzißmus eines Typs erklärt, den ich das Kindweib genannt habe. Man hat auch gesagt — ich glaube, daß ich unter den ersten war, die es ausgesprochen haben —, daß die Regression zum Sadismus aus der Tatsache zu erklären sei, daß solche Frauen ringsum von masochistischen Männern umgeben sind, die vor ihnen knien. Sie können doch nicht so viele lieben! Was bleibt ihnen sonst übrig, als die Männer zu quälen und so den Lustgewinn zu ziehn aus ihrer besonderen Situation? Das ist alles richtig. Man kann aber, wie ich glaube, nicht übersehen, daß in diesen Frauen ein Zwiespalt besteht zwischen der ungeheueren Wirkung, die von ihrer Schönheit ausgeht und der oft verzweifelten Leere, die man dahinter findet. Die Schönheit ist ihnen aufgesetzt wie ein Fremdkörper. Deshalb sind sie lauter Versprechen und keine Erfüllung. Der liebende Mann wird unwiderstehlich angezogen und verdurstet wie der Wüstenwanderer, der hinter der Luftspiegelung her ist. Man möchte das populäre Doppelwort sex appeal in seine Teile zerlegen: der Ruf ist laut, aber die sexuelle Potenz im weiblichen Sinne fehlt.

Natürlich, beeile ich mich hinzuzufügen, gibt es schöne Frauen genug, die auch halten, was ihre Schönheit verspricht. Die bisexuellen Komponenten existieren ja aus biologischen Gründen in uns allen und befinden sich im postulierten Normalmenschen in harmonischer Vereinigung. Aber die harmonisierte Schönheit hat nie die niederwerfende Gewalt der desintegrierten. Das klingt seltsam, aber man kann es verstehn. Ähnlich verlieren Gifte in gewissen chemischen Zusammensetzungen ihre Giftigkeit: Chlornatrium, Ferrozyankali. In der Abspaltung kommt das Gift zum Vorschein. Psychoanalyse kann vielleicht entscheiden, worin diese Wirkung besteht und wie sie zustande kommt.

II.

Peggy D., auffallend schön, 27 Jahre alt, sieht aber viel jünger und mädchenhaft aus, schlank, anmutig, von sanften, graziösen Umgangsformen. Sie ist seit drei Jahren geschieden, nach zweijähriger Ehe, und wohnt jetzt wieder bei ihren Eltern.

Diese sind beide „nervös". Die Mutter leidet an hysterischen Herzanfällen, der Vater, ein mäßig erfolgreicher Geschäftsmann, an Wutausbrüchen. In seine schöne Tochter ist er ziemlich verliebt, und da seine ältere Tochter verheiratet ist und mehrere Kinder hat, ist es ihm im Grunde ganz recht, daß die jüngere wieder im Hause ist. Er zeigt ihr seine Liebe in Form von heftigen Vorwürfen, weil sie nicht wieder heiratet. Peggy quittiert das mit Tränen. Er nimmt sie aber auch auf die Knie und gibt ihr mit Vorliebe einen Kosenamen, der im Volksidiom das weibliche Genitale bedeutet. Sie ist an ihren Vater fixiert und war es immer. Die Eifersucht auf die Mutter ist auf die ältere Schwester abgeglitten und das schon in früher Jugend.

Peggy ist körperlich infantil, die inneren Sexualorgane unterentwickelt, Menstruation unregelmäßig und schwach. Vasomotorische Störungen sind deutlich. Hände meistens kalt, Gesichtsfarben lebhaft und wechselnd. Zur Behandlung kommt sie wegen Depression, die in leichtem Grade immer bestanden hat, seit ihrer Ehescheidung aber immer zunimmt. Sie fühlt sich depersonalisiert, befindet sich fast fortwährend in einem Nebel der Unwirklichkeit. Sie weiß nicht, ob sie wirklich ist — und das ist wörtlich gemeint —, hat das Gefühl, als ob ihre Füße den Boden nicht berührten und mit Schrecken bemerkt sie plötzlich, daß gar nichts mehr sicher ist. Sie muß dann laut zu sich selber sagen: „Heute ist Freitag, es ist Sommer und die Sonne scheint. Ich bin wirklich und heiße Peggy. Ja, Peggy heiße ich wirklich." Gelegentlich zweifelt sie schmerzhaft, ob ihre Füße, ihre Hände wirklich zu ihr gehören (Kastrationsangst).

Wir werden bald sehen, daß diesem Zweifel eine Spaltung in männlich und weiblich zugrunde liegt. Sie weiß nicht, ob sie ganz das ist, was man mit einem weiblichen Vornamen benennen kann. Dieser (androgyne) Zwiespalt reißt dann auch jede andere Einigkeit entzwei. Im Nebel begegnen sich Wirklich und Unwirklich. Vielleicht haben wir in der Androgynie einen wichtigen Punkt zur Erklärung der Depersonalisation zu erblicken. Auf die Rolle des Kastrationskomplexes bei Depersonalisation ist ja von der Psychoanalyse schon hingewiesen worden.

Träumerisch war Peggy immer veranlagt. Sie erinnert sich, daß sie als Kind immer als letzte am Frühstückstisch zurückblieb, wenn die anderen schon fertig waren. Sie saß da und war geistesabwesend. Ihr Vater ärgerte sich und ärgerte sie, indem er den Tisch regelmäßig mit den Worten verließ: „Träume weiter, stolze Schönheit!" Sie hielt sich damals für alles andere als schön und nahm ihres Vaters Wort für einen Vorwurf, weil sie im Gegensatz zu ihrer Schwester häßlich sei. Sie war brünett, die Schwester blond und der Vater nannte sie gerne sein Mohrl. Sie hielt ihre Schwester für den Inbegriff aller weiblichen Schönheit und Vollkommenheit, glaubte auch, daß die Schwester des Vaters Liebling sei. Auch in der Schule und später als Ehefrau und Mutter war die schöne, kluge und gute Schwester Daisy weit voran. Es ist bekannt genug, daß in der Kinderstube Paare entstehen, die ich zentrifugal oder fratrifugal genannt habe: Die ältere Schwester, ein Muster aller Weiblichkeit, die jüngere infolgedessen in die maskuline Richtung gedrängt. Dabei steht weiblich für schön und männlich für unschön.

Häßlich steht hier auch im moralischen Sinne. In einer Erinnerung der Patientin tritt diese moralische Häßlichkeit als verhüllte Eifersucht und Neid zutage. Sie mochte zwölf gewesen sein, als sie eines Tages in Tränen ausbrach und wiederholt ausrief: „Ich muß sterben und meine wunderschöne Schwester Daisy wird zu meinem Begräbnis gehn müssen!" Ihrer Erinnerung nach weinte sie nicht, weil sie ihren

eigenen Tod vor Augen sah, sondern weil ein so schönes und edles Geschöpf wie ihre Schwester den Kummer eines Leichenbegängnisses erleben mußte. Deutlicher kann man unbewußte Todeswünsche kaum äußern. Der Vater nannte sie auch ernsthaft eine Hexe und sie wurde es und ist es in gewissem Sinne bis heute geblieben („nachträglicher Gehorsam"). Als Kind war sie voll abergläubischer Gedanken und magischer Tätigkeit. Einmal fing sie eine rothaarige Katze (Schwester rotblond!), riß ihr vier oder fünf Haare aus dem Pelz und grub sie unter feierlichen Beschwörungsformeln ein. Während der Analyse passierte folgendes: Sie kam aus dem Theater und war zu einem späten Gelage eingeladen. Ein kleiner abgerissener Zeitungsjunge bot ihr ein Abendblatt an. Sie beugte sich zu dem hungrigen Kinde nieder und sagte zu ihm: „Wir brauchen deine Zeitungen nicht, wir gehen jetzt Champagner trinken!" Kaum hatte sie das gesagt, als sie in Tränen ausbrach und sich wegen dieser grausamen Worte heftige Vorwürfe machte. Sie war schlecht und gut zugleich, ein sanftes, wohlerzogenes Mädchen und eine Hexe. Auch in dieser Beziehung war sie doppelt.

Immer gab es Figuren ihrer Phantasie, mit denen sie Zwiegespräche führte. Eine dieser Figuren war der Daumen ihrer linken Hand, den sie Jimmy nannte. Sie hielt ihn sich vor Augen, erzählte ihm von ihrem Kummer und ließ sich von ihm trösten. Aber auch der Daumen erzählte und wurde für seine Mitteilungen meistens belobt. Er war ihr bester, heimlicher Freund, vor der Analyse wußte außer ihr niemand, daß sie den kleinen Jimmy besaß. Hier wird der androgyne, auf Kastration aufgebaute Charakter ihrer Verdoppelung schon deutlicher. Dieser Charakter wird schlagend durch die Tatsache, daß keiner ihrer Freunde — und deren wurden immer mehr — sie bei ihrem weiblichen Vornamen Peggy ansprach. Der Name war nahezu in Vergessenheit geraten. Die Burschen nannten sie Jimmy und dabei blieb es. Unter diesem Namen begann sie um ihr zwanzigstes Lebensjahr herum gesellschaftliche Triumphe zu feiern oder was man so nennt. Allabendlich wurde sie von jungen Leuten abgeholt und zu Unterhaltungen mitgenommen. Sie wurde eine Königin von Tanzlokalen, siegte in Schönheitskonkurrenzen, ihr Name wurde bekannt. Der Vater erlaubte dieses Leben und unterstützte es sogar, indem er ihr reichlich Mittel für Kleider, Pelze, Juwelen zur Verfügung stellte. Er war stolz auf die gefeierte Schönheit, rationalisierte auch mit seiner Hoffnung, daß Peggy, die jetzt Jimmy geworden war, auf diesem Wege reich heiraten würde.

Dabei war es eine kalte, indifferente Schönheit. Die Burschen waren stolz, die berühmte Jimmy ausführen zu dürfen, aber sie wechselten ab. Man wurde bei ihr nicht warm. Nicht nur behielt sie ihre Jungfräulichkeit, sie war auch niemals in Gefahr, sie zu verlieren. Ein geistesabwesender Blick, ein allgemeines Nicht-interessiert-sein langweilten nach einiger Zeit selbst hartnäckige Verehrer. Sie weiß nicht genau, wann ihre Schönheit ausbrach. Es dürfte einige Jahre nach ihrer Pubertät gewesen sein. Eines war ganz sicher: Nur Jimmy war schön. Peggy kam als Schönheit nicht in Frage. Übrigens zweifelte sie trotz ihrer Erfolge an ihrer Schönheit. Wirklich schön erschien ihr nach wie vor nur die allgemach hausbacken gewordene Schwester Daisy, obgleich objektiv an Peggys Überlegenheit kein Zweifel aufkommen konnte. Manchmal machte ihr die Frage, wo eigentlich Peggy hingekommen sei, Beschwerden. Das Verdoppelungsproblem sah so aus: Jimmy ist schön und gefällt. Aber Jimmy existiert doch eigentlich nicht. Sie sollte ja Peggy sein. Wenn sie nur wieder Peggy sein könnte! Aber dann wäre sie wieder das Aschenbrödel und das will sie auch nicht.

Als sie einige Jahre später in meine Behandlung kam — die Jahre des allnächtlichen Glanzes waren damals lange vorüber — war sie noch immer schön. Sie war tief verstimmt, sah kaum und hörte nicht, was um sie her vorging, aber sie vernachlässigte ihr Äußeres niemals. Immer erschien sie nach der letzten Mode und mit sorgfältigem Geschmack gekleidet. Das stand sicher im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit, die man sonst bei Depressionszuständen sieht. Sie trat herein, lächelte zauberhaft und sagte: „Ich fühle mich heute entsetzlich!" Wenn ich dann fragte: „Wissen Sie auch, daß Sie das lächelnd sagen?", dann antwortete sie: „Ich weiß das." Dabei brach sie in Tränen aus und lächelte gleich wieder, weil sie geweint hatte. Wie man von Kindern sagt: Lachen und Weinen in einem Sack. Ihre Schönheit war ihr Leben oder alles was von ihrem Leben übrig geblieben war: es lächelte. Die Depression mit ihren Vernichtungsideen war der Tod. Hier wäre einiges über manisch-depressive Zustände zu sagen und deren mutmaßliche Androgynie, aber ich kann nicht zu viele verschiedene Probleme anschneiden. Manchmal sagte sie zu mir: „Bitte, nennen wenigstens Sie mich Peggy. Als Jimmy kann ich ja doch nicht weiter." Wenn ich es aber dann tat, dann rollte sie auf dem Sofa hin und her und konnte es nicht ertragen. Die Aufgabe bestand wirklich darin, zwei getrennte Teile, die nicht zusammen paßten, zu vereinigen.

Ihre Geschichte verlief so: als ihre glanzvollen Tage in die Jahre kamen und der Millionärbewerber sich nicht einstellte, heiratete sie einen femininen Typ, der bald nach der Hochzeit sein mäßig großes Vermögen verlor. Sie hat sich ihres Mannes immer geschämt. Er hat sie auch nicht defloriert. Das besorgte sie selbst mit den Fingern wenige Tage vor der Hochzeit. Man darf da vielleicht sagen: Jimmy deflorierte Peggy. Der Weg von Jimmy zum Vater konnte auf analytischem Wege eindeutig aufgezeigt werden. In der Ehe war sie lange frigid, gegen Ende des zweiten Jahres begann sie mit Orgasmus zu reagieren. Die Erklärung für diesen Fortschritt ist eher traurig. Im Anfang gönnte sie sich ihrem Manne nicht (Brunhilt-Komplex). Als er ihr aber feminin bis zur Lächerlichkeit erschien und so gar keine Ähnlichkeit mehr mit dem väterlichen Urbild hatte, sie auch mit dem Plane, ihm davon zu laufen, fast fertig war: da erlaubte sie sich sexuell zu fühlen. Ihr eigentliches Geschlechtsleben waren vor und nach der Ehe mäßige Masturbation und prägenitale, besonders anale Praktiken. Einen großen Teil des Tages verbrachte sie im Badezimmer.

Nach ihrer Scheidung kehrte sie, wie oben erwähnt, zu ihren Eltern zurück. Die Fixierung an den Vater machte die Heimkehr erstrebenswert und das Leben zu Hause zu einer masochistischen Hölle. Sie quälte den Vater mit ihrer niemals endenden Depression. Die Mutter schützte sich gegen die Tochter mit ihren eigenen hysterischen Zuständen. Im Laufe der Jahre kam einmal ein Freier, von dem sie eine Zeitlang hoffte, daß sie ihn werde heiraten können. Diese Hoffnung verdankte er einer wirklichen oder eingebildeten Charakterähnlichkeit mit dem Vater: er war tüchtig, verläßlich, zielsicher. Aber aus dem nämlichen Grunde wurde er dann von Peggys Ödipuskomplex verscheucht. „Gut!" schrie der Vater, „Ich werde dich erhalten bis an dein Lebensende." Sie war um diese Zeit von allen ihren früheren Freunden verlassen; sie war zu teilnahmslos geworden. Sie ging wenig aus, fast niemals ohne Vater und Mutter wie ein gutes, sanftes Kind, das sich aber unglücklich fühlte und das um so intensiver, je mehr sie sich der gefürchteten „dreißig" näherte.

Die Aufgabe der Behandlung, Peggy und Jimmy miteinander in Harmonie zu bringen, bedeutete auch Harmonisierung von Wirklichkeit und Phantastik, Häßlich

und Schön, Schlecht und Gut, Tod und Leben, Hexe und Mensch — wie oben ausgeführt. Peggy, der weibliche Teil, war unterdrückt, für immer der älteren Schwester (Mutterimago) unterlegen. Sie war nicht imstande, die als Jimmy in Erscheinung tretende Schönheit zu tragen. Auch konnten die beiden Teile miteinander nicht verschmelzen. Die „synthetische Kraft des Ichs" (Nunberg) reichte hiezu nicht aus. Nach einer Analyse, die mit Unterbrechungen fast drei Jahre dauerte, war Patientin auf den Namen Peggy eingestellt und ihre Schönheit hatte ihren Charakter verändert. In gewissem Sinn war sie weniger schön, aber sie interessierte mehr.

Der Fall scheint mir für die Annahme zu sprechen, daß weibliche Schönheit, oder wenigstens abgespaltene (pathologische) Schönheit von so lärmender Art, von der männlichen Komponente des Weibes gespeist wird.

III.

Flora ist 34 Jahre alt, schwarzes Haar, blaue Augen, klein, puppenhaft. Sie ist schön. Ihr Mann, ein wohlhabender Fabrikant, hat sie vor fünfzehn Jahren aus diesem Grunde geheiratet. Er sagt, daß sie ihm gesellschaftlich nützt und außerdem hat sie ihm drei Kinder geboren. „Wenn ich heute vor der Wahl stünde", sagte er, „würde ich sie nicht heiraten. Sie ist zu egoistisch, denkt ausschließlich an sich selbst und ihre Schönheit. In den letzten Jahren quält sie mich mit ihrer eingebildeten Krankheit." Sie leidet nämlich an Angstzuständen, in deren Mittelpunkt die Angst vor Krebs steht. Sie muß immer daran denken. Ihr Mann ist eine brutale Herrschernatur, der seiner Frau nicht verzeihen kann, daß er sie nicht erobern konnte. Floras narzißtischer Panzer war undurchdringlich. Diesem Manne mindestens konnte sie sich nicht hingeben.

Sie war das jüngste Kind und das einzige Mädchen unter sieben Kindern. Die Buben umgaben sie mit Anbetung und eifersüchtiger Bewachung. Das hinderte natürlich nicht, daß von eben dieser Seite gelegentlich sexuelle Annäherungen vorkamen, die Flora vorzeitig stimulierten. Der Penisneid wurde übermächtig und ihr Gatte war dann nicht danach, um ihn herabzusetzen. Die Eltern waren puritanisch und die abergläubische Mutter brachte ihr einen fast panischen Schrecken vor den Gefahren des Sexuallebens bei. Der Vater war der Inbegriff des rechtgläubigen Patriarchen. Er schlug die Kinder niemals, aber er drohte mit der Rache Gottes.

Im Alter von dreizehn Jahren schaffte Flora sich einen Penis an in Gestalt einer Kerze, mit der sie dann Jahre lang bis kurz vor ihrer Verheiratung heimlich masturbierte. Sie entwickelte dabei regelmäßig die Phantasie von irgendeinem ehrwürdigen, älteren Manne, der sie schlug. Als sie heiratete, fürchtete sie erst, ihr Mann werde sie wegen des Verlustes der Jungfräulichkeit befragen. Das geschah aber nicht und die Furcht wurde als grundlos aufgegeben. Im Ehebett war sie frigid, machte sich aber wenig Gedanken darüber und glaubte in den ersten Jahren ihrem Manne, der ihr sagte, sie sei eben ohne sexuelle Bedürfnisse wie ein Kind. In kurzen Abständen gebar dieses „Kind" dann ihre drei Kinder. Flora war so narzißtisch, daß es allen ihren Bekannten auffiel. Ihr Tag war ganz ausgefüllt mit Kleidung und persönlicher Aufmachung. Wenn eine Abendgesellschaft zu lange dauerte, auch wenn sie selbst die Gastgeberin war, ging sie zu Bett, weil sie so und so viele Stunden Schlaf benötigte, um ihre Schönheit zu erhalten. Auch aus dem

Theater ging sie vor Schluß nach Hause — aus dem nämlichen Grunde. Sie lebte nur für ihre Schönheit, den Spiegel und den Photographen, der sie in hundert Posen, im Badetrikot, in tief ausgeschnittenen Toiletten oder in Sportkleidern, gestiefelt und gespornt, aufnehmen mußte. An die Masturbation ihrer Mädchenjahre dachte sie oft. Wenn sie diese mit ihrem Ehebett verglich, gab sie der ersteren unbedingt den Vorzug. Aber sie kam dennoch nicht wieder darauf zurück.

Ihr Gatte hatte eine Schwester, die ihm sehr ähnlich sah. Sie war eine ausgezeichnete Reiterin, auch sonst in männlichem Sport geschickt, groß, schlank und das Ideal ihres Bruders. Man nannte sie Pete. Floras Leiden fing damit an, daß sie, um Pete zu gleichen, reiten lernte und vom Pferde fiel. Pete war ihr immer unsympathisch, übte gleichwohl faszinierende Wirkung auf sie aus. Nach ihrem Sturze litt sie Monate lang an Rückenschmerzen. Nach der ersten Diagnose „Rückenmarkerschütterung" konnte man keinerlei organische Ursache für die Schmerzen finden und schickte die Frau schließlich zu einem Frauenarzt, der eine kaum merkliche Gebärmuttersenkung feststellte und diese für das Leiden verantwortlich machte. Flora spürte auch irgend etwas im Genitale. Es war nicht gerade ein Schmerz, eher eine Art Organgefühl. Der Arzt verschrieb ihr einen Ring (Pessar), den sie noch drei Jahre nach dem Unfall trug, als sie wegen ihrer Angstzustände zu mir in Behandlung kam. Der Gynäkologe, mit dem ich mich in Verbindung setzte, erklärte mir, daß derzeit keinerlei Ursache mehr bestehe für das Tragen des Pessars, aber die Patientin wolle nicht darauf verzichten, sie fürchte sich, ohne den Ring auszugehn.

In der Analyse kam der lange aufgespeicherte Haß gegen den Gatten und die eigene älteste Tochter zutage, die der Liebling des Mannes war. Der Vater des Gatten und noch ein Mitglied seiner Familie waren an Krebs gestorben. Ferner gab es eine endlose Reihe von Kastrationsträumen. Gewächse kamen aus allen Teilen ihres Körpers heraus, im Gesicht, im Nacken. Verlängerungen wuchsen aus dem Ofen. Diese Gewächse standen mit der Furcht vor Krebs in Zusammenhang. Manchmal sprang ihr der Gedanke in den Sinn: mein Mann ist mein Krebs! oder: Dr. W. (der Analytiker) ist mein Krebs!

In ihren Träumen waren auch lesbische Wünsche erkennbar von Anfang an. Sie waren aber nur für den Traumdeuter verständlich und auch später, als manifest von Frauen geträumt wurde, mit denen sie schlief, konnten sie kaum therapeutisch verwendet werden. Sie fragte nämlich immer in großer Angst: „Herr Doktor, bin ich lesbisch? Das wäre das Furchtbarste. Es wäre eine unerträgliche Schmach." Wenn man ihr dann sagte, sie müsse doch wissen, ob Frauen sexuellen Reiz auf sie ausübten, dann leugnete sie das entschieden. Aber Männer hatten auch keine geschlechtliche Anziehungskraft. Weder ihr eigener Mann noch andere. Hingegen langweilte sie die wenigen Freundinnen, die ihr geblieben waren, zu Tode, indem sie durch das Telephon und im persönlichen Umgang stundenlang nur von sich selbst und ihren monotonen Angstzuständen sprach. In der Nacht träumte sie dann etwa, daß eine dieser Freundinnen mit einem Revolver ins Zimmer schlich und als die Träumende angstvoll fragte: „willst du mich erschießen?", antwortete die Freundin: „Nein. Hier ist der Revolver, du wirst dich selbst damit erschießen." Einmal dankte sie einer Freundin unter Tränen, die nicht enden wollten, für einen Freundschaftsdienst, der kaum der Rede wert war.

Sie suchte Lokale auf, wo bekannte Lesbier verkehrten, schaute sich diese Frauen gut an und stellte mit Befriedigung fest, daß sie keinen Eindruck auf sie machten.

Ihre narzißtische Abwehr schützte sie vollkommen, bis auf die Angstzustände, deren homosexuelle Quelle eindeutig festgestellt werden konnte. Von ihrem Manne behauptete sie, daß er hypnotischen Einfluß auf sie habe. Sie entwickelte auch eine paranoide Eifersucht auf ihn, die insoferne keinen Sinn hatte, als sie froh war, wenn ihr Mann sie sexuell in Ruhe ließ. Wenn man ihr den Widerspruch vor Augen hielt, rationalisierte sie ihre Eifersucht mit ihrem Entschlusse, sogleich selbst ein Liebesverhältnis eingehen zu wollen, so wie sie erfahre, daß ihr Mann eines habe. Gleiches Recht für beide Teile sei ihr Wahlspruch.

Dabei war kein Mann da, der ihr gefiel und sie selbst gefiel auch nur auf den ersten Blick und langweilte bald trotz ihrer Schönheit. Schließlich verstand sie sich nach langem Selbstquälen zu einer Beziehung mit dem Chauffeur ihres Mannes. Darin lag eine Art Gehorsam gegen ihren Mann, der ihr immer höhnisch versicherte, sie könne keinen Mann auf die Dauer fesseln, es sei denn einen Allesfresser, einen Don Juan oder einen, der sich von ihr materiellen Vorteil erhoffe. So etwas war nun geschehen. Sie entwickelte viel Sentimentalität, fühlte zum erstenmal im Leben und haßte ihren Gatten weniger, weil sie sich beweisen konnte, daß sie weiblich fühle. Sie nahm auch Rache, indem sie ihren Mann betrog und entglitt seinem „hypnotischen" Einfluß. Das Verhältnis dauerte nicht lange. Es wurde niemals richtig konsumiert, weil die Zusammenkünfte mit ominöser Ungeschicklichkeit immer an ungeeigneten und bedrohten Stellen stattfanden. Eine Zeitlang war sie von fast unwiderstehlichem Geständniszwang gequält. Sie wollte ihrem Manne alles beichten. Ihr Triumph: ich bin eine Frau, kann fühlen wie eine Frau!, war freilich durch den niederen Stand ihres Geliebten gedämpft und die sichere Aussicht, von ihrem Manne hinausgeworfen zu werden, gab den Ausschlag. Gelöst wurde das Verhältnis von Seiten des Chauffeurs, der ihr erklärte, er könne seinen Herrn nicht länger betrügen. Er fürchtete sich vor dem Gesetze und um seine Stellung. Wahrscheinlich erkannte er auch, daß im Gehaben der Frau etwas nicht stimmte. Sie quälte ihn mit tausend Fragen, mit ihren ungeschickten Zusammenkünften, die manchmal in ihrer eigenen Wohnung und knapp vor der Heimkehr des Mannes stattfanden. Der Charakter dieser Beziehung und einer ähnlichen, die kurz darauf ins Leben trat, ist deutlich genug als Abwehr der homosexuellen Neigung zu erkennen. Man könnte sie Flucht in die Heterosexualität nennen und sie ist ja auch von Freud als „Erotomanie" längst in diesem Sinne beschrieben. Die andere Abwehr, in regressiver Richtung bestand in Narzißmus, der ihr eigentliches Wesen ausmachte. Ihre Schönheit, das Geschenk dieses Narzißmus, war nahezu zwecklos, wenn man Anziehungskraft als Ziel der Schönheit ansieht. Sieht man aber die Auskunft des Spiegels: du bist eine schöne Frau! als den Zweck dieser Schönheit an, dann ist deutlich genug erkennbar, daß des Spiegels Antwort die bange Frage beruhigt: bin ich denn überhaupt Weibs genug? Der Spiegel sagt: Sei unbesorgt. Siehst du nicht, daß sie dich wegen deiner weiblichen Schönheit bewundern müssen?

Das therapeutische Ergebnis war gut. Die Angstzustände verschwanden, der phallische Charakter der Krebsdrohung wurde erkannt und auch mit der lesbischen Tendenz konnte die Patientin sich schließlich zurecht finden. Sie sublimierte sie in bescheidene Äußerungen von Freundschaft. Den Rest, der dann noch zurückblieb, konnte sie mit ihrem Manne befriedigen, der belehrt wurde und sich etwas in seinem Gehaben änderte. Diese Frau war ja nicht lesbisch im eigentlichen Sinne, da ihre maskuline Komponente narzißtisch im Schönheitskult aufgebraucht war.

Viele manifest homosexuelle Frauen sind auffallend schön und mädchenhaft. Im Falle Floras ist die Schönheit eine glückliche Abwehr der lesbischen Tendenz. Im Falle der bewußt homosexuellen Schönheiten ist die Abwehr mißglückt. Sie war vermutlich der erste Versuch einer Abwehr, der aufgegeben wurde, aber erhalten blieb wie ein schönes Portal an einem Bau, der später anderen Zwecken zugeführt wurde, die ein prunkendes Portal nicht benötigen.

* * *

IV.

Ein dritter Fall soll uns der Mühe entheben zu definieren, was Schönheit eigentlich sei. Das ästhetische Problem kommt für den Psychologen nicht in Betracht. Wir haben der berühmten und so unzulänglichen Definition: „Schön ist, was gefällt", gegenüber zu stellen: „Schön (in unserem Sinne) ist, was gefallen will." So kommt es also gar nicht darauf an, ob eine Frau „wirklich" schön ist, oder es sich nur einbildet. Wir leben gerade jetzt in einer Zeit, die zahllosen von der Natur weniger gut ausgestatteten Mädchen verspricht, daß sie schön sein können, wenn sie nur wollen: Gymnastik, Mode, Schönheitsindustrie mit Farbe und Pinsel sind am Werke. Viel Zeit, Energie, Geld wird darauf verwendet. Das Resultat ist dann, daß solche Frauen von ihrer mühsam erworbenen und täglich instand gehaltenen Schönheit mehr oder minder überzeugt sind. Wir werden uns nicht wundern, daß diese Art von „psychologischer" Schönheit erst recht die Neigung zeigt, sich von ihrer Trägerin abzuspalten. Sie ist ja von außen aufgetragen und findet nicht leicht den Zugang zu der Persönlichkeit, die körperlich durch die Haut von der Schönheit getrennt ist.

Bella stammt aus Kreisen, in denen man zu viel ißt; von armen Leuten, die alles was sie verdienen in Form von Nahrung durch die Kehle jagen. In ihren Pubertätsjahren war Bella fett. Sie war sehr aggressiv und lebte auch diese Tendenz oral aus, nämlich in Form von beißendem Witz und einer Vorliebe für Schamlosigkeit im sprachlichen Ausdruck. Sie heiratete jung einen Arbeiter aus ihren eigenen Kreisen, dem ein Jahr später eine Erfindung glückte, so daß er dauernd zum wohlhabenden Manne wurde. Er war ein Tatmensch, der für Frauen wenig übrig hatte. Ihm lag nicht viel dran, wie seine Frau aussah. Er wünschte sich einen ruhigen Herd und es wäre ihm nie eingefallen, eine anspruchsvolle Schönheit zu heiraten. Die aggressiven Tendenzen seiner Frau erkannte er in jener Zeit nicht oder beachtete sie nicht. Seine Interessen lagen anderswo.

Kaum waren sie reich geworden, als Bella beschloß, schön zu werden. Zunächst unterzog sie sich einer heftigen (aggressiven) Abmagerungskur. Sie hungerte, schluckte Schilddrüse und nahm in viel zu kurzer Zeit an die sechzig Pfund ab. Sie arbeitete an sich, bis sie eine überschlanke, blonde „Schönheit" geworden war. Ihre Aggression gegen die Außenwelt nahm zwar nicht ab, änderte aber ihre Form. Sie sprach jetzt auffallend geziert und ihr burschikoser Witz verschwand. Sie war eine

vornehme Schönheit geworden und eroberte. Auf ihren Mann machte diese Veränderung zum großen Kummer Bellas keinen Eindruck. Obgleich sie nicht wirklich, sondern nur künstlich schön war, hatte sie doch mancherlei Erfolge und überkompensierte ihren eigenen Zweifel an sich mit dem unerschütterlichen Glauben an ihre Unwiderstehlichkeit. Ihren Mann, den sie äußerlich mit lärmender Liebe umgab, begann sie innerlich zu hassen. Er war wie ein Felsen der Gleichgültigkeit, an dem ihre Angriffe scheiterten. Sie strafte ihn damit, daß sie ihm keine Kinder gebar, nach denen er sich sehnte. Sie sagte, daß sie selbst durchaus ein Kind haben wollte, aber — und damit begannen ihre Angstzustände — ihre Hemmungen seien unüberwindlich. Bella rächte sich auch sonst an ihrem Mann. Er pflegte sehr früh aufzustehn und zur Arbeit zu gehen. Sie hatte fast allnächtlich Gesellschaft, die bis zwei oder drei in der Früh beisammen blieb, so daß der Mann zu wenig schlief und herunterkam.

Sie begann auch einige Liebesverhältnisse, die ihr nicht viel bedeuteten und ihrem Manne auch nicht. Er war nicht eifersüchtig. Schließlich lernte sie einen jungen Mann kennen, der sich sterblich in sie verliebte und mit ihr einig war, daß sie das wunderbarste Geschöpf unter der Sonne sei. Er zeigte, was ich die Lilithneurose[3] nenne. Sie quälte ihn in der raffiniertesten Art, was seine Liebe zu ihr immer verstärkte. In dieser Zeit, als sie mit dem Gedanken umging, ihren Mann zu verlassen und es hauptsächlich aus dem Grunde nicht tat, weil sie fürchtete, ihr Mann warte nur darauf — brach eine schwere Angsthysterie bei ihr aus, wegen der sie in Analyse kam. Den Inhalt der Analyse teile ich nicht mit. Man wird mir glauben, daß Kastration (Penisneid) eine Hauptrolle darin spielte.

Wir haben hier eine künstliche Schönheit vor uns. Aggression und Penisneid wurden in den Willen zur Schönheit umgewandelt. Ganz im Sinne der christlichen Literatur zerstört sie den schwachen, femininen Mann, während der starke ihr unangefochten entkommt.

* * *

Freud bemerkt, daß die Genitalien die Entwicklung des Menschen zur Schönheit nicht mitgemacht hätten und daß man von ihnen eigentlich niemals sagen könne, daß sie schön seien. Ich habe die Richtigkeit dieser Bemerkung in einer früheren Publikation[4] angezweifelt. Es ist ja auch ein ästhetisches Urteil, über das man nicht disputieren kann. Wenn aber weibliche Schönheit — wir wollen einschränkend sagen: eine gewisse Art weiblicher Schönheit und uns eine etwaige Verallgemeinerung vorbehalten — wie aus meinen Mitteilungen hervorzugehen scheint, ein phallisches Konversionssymptom ist, dann hat Freud mit seiner Bemerkung recht. Der Psychoanalyse sind geläufig: der ganze Körper, ein Teil des Körpers, ein Exkret, das geborene Kind als phallische Äquivalente. Schönheit gehört auch in diese Reihe. Theoretisch, das ist im luftleeren Raum, müßte sich Schönheit analy-

3) Lilithneurosis, Psychoanalytic Review, Washington, 1932; deutsch in Psychoanalytische Bewegung, 1932.

4) Psychoanalytische Bewegung 1930. — Freud and his Time 1931.

tisch auflösen lassen, indem sie auf ihren phallischen (genitalen) Ursprung zurückgeführt wird. Frauen, die am Gifte ihrer Schönheit neurotisch erkranken, können diese Schönheit unmöglich vor einer gewissen Auflösung bewahren, wenn sie geheilt werden sollen. In Wirklichkeit aber ist die Schönheit doch beinahe ein „irreversibles" Symptom; ist ein zu wertvoller Besitz und die meisten Frauen werden eher jedes Leiden auf sich nehmen als auf sie verzichten.

Zur Problematik des „oralen“ Pessimisten[1]

Demonstriert an Christian Dietrich Grabbe

Von

Edmund Bergler

Wien

Drum Fluch der Welt, wo jeder Bauernlümmel
Mit Hilfe einer Viehmagd
Etwas Unsterbliches verfertigen kann.

Gothland in Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“ 1820.

Ich stehe erträglich, aber ich bin nicht glücklich, werde es wohl auch nie wieder. Ich glaube, hoffe, wünsche, liebe, achte, hasse nichts, sondern verachte nur noch immer das Gemeine; ich bin mir selbst so gleichgültig, wie es mir ein Dritter ist: ich lese tausend Bücher, aber keins zieht mich an... Ruhm und Ehre sind Sterne, derenthalben ich nicht einmal aufblicke; ich bin überzeugt, alles zu können, was ich will, aber auch der Wille scheint mir so erbärmlich, daß ich ihn nicht bemühe; ich glaube, ich habe so ziemlich die Tiefen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst genossen; ich bin satt von den Hefen; nur Musik wirkt noch magisch auf mich, weil ich sie nicht genug verstehe. Meine jahrelange Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: Der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert.

Aus einem Brief Grabbes an Kettembeil am 4. Mai 1827.

Thumelico: Mutter!
Thusnelda: Was begehrst du, mein Junge?
Thumelico: Ein kleines Butterbrot, nicht größer als meine Hand.
Thusnelda: Ein großes, ein ganz großes sollst du haben! Iß, trink und freue dich des Augenblicks, ehe die schweren Jahre kommen!

Aus Grabbes letztem Drama „Die Hermannschlacht“ 1836.

I. Triebtendenzen des Pessimisten

Ein Pessimist ist ein Mensch, der die Existenz der Sonne am Schatten erkennt. Diese Definition, die mir ein geistvoller pessimistischer Patient gab, berücksichtigt, so scharf sie auch einen Zug des Pessimisten — den düsteren Aspekt der Welt — herausarbeitet, eine Reihe von Eigenschaften nicht. Vor allem die bekannte Tatsache, daß der Pessimismus eine narzißtische Schutzmaßnahme des Ichs darstellt: durch gedankliche Vorwegnahme künftigen Un-

1) Nach einem Vortrag, gehalten in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung innerhalb des Seminars für die theoretischen Grundlagen der Psychoanalyse am 9. März 1934.

heils schützt sich der Pessimist vor seinem Schreckgespenst: der Düpierte zu sein. Es sieht manchmal so aus, als hätte sich der Pessimist mit der Tatsache, daß alles im Leben mißlingt, abgefunden, doch erträgt er diese Tragödie nur um den Preis eines narzißtischen Lustgewinns, den er aus der richtigen Voraussage schöpft. Dieses krampfhafte Sich-nicht-Düpieren-lassen-wollen läßt vermuten, daß der infantile Allmachtswahn der Pessimisten besonders empfindliche Schläge in allerfrühester Kindheit erlitten haben muß, d. h. diese Menschen haben den Zusammenbruch der „autarkischen Fiktion" nicht verwunden und begnügen sich nicht mit den üblichen Restitutionsversuchen der verlorenen narzißtischen Einheit.[2] Gerade dieses Fixiertbleiben an die Enttäuschung macht das Krankhafte aus und bedingt die Unfähigkeit zur Objektbesetzung und Liebe, die die „normalen" narzißtischen Restitutionsversuche darstellen. All dies läßt die Erwartung aufkommen, daß der Pessimist in seinen Unheilsprophezeiungen immer gegen einen Unsichtbaren polemisiert, etwa nach der Formel: Ich habe ja immer gewußt, daß du ein schlechter Kerl bist und mich nicht liebst. Nun ist es im ersten Augenblick nicht ersichtlich, wie aus der Tatsache eines erwarteten unheilvollen Ausgangs, der sich gegen die eigene Person richtet — wann erwartete der Pessimist von der Welt Gutes? —, Lust geschöpft werden kann, es sei denn ein Stück masochistischer Befriedigung. Diese kommt beim oralen Pessimisten in ausgiebigem Maße zur Geltung, genau so wichtig ist aber das Ad-absurdum-Führen, resp. das Ins-Unrecht-Setzen der infantilen Machtperson — es handelt sich immer um die phallische Mutter —, die sich hinter dem, erst später vermännlichten, supponierten Schicksal, Fatum usw. verbirgt. Dieses Ins-Unrecht-Setzen dient doppeltem Zweck: es schafft ein Stück Lust aus dem schadenfrohen Ausleben der unbewußten Aggression (es ist bekannt, wie schadenfroh Pessimisten sind, wenn sie die „Harmlosen" durch Prophezeiungen schrecken), und nimmt ein Stück Über-Ich-Bestrafung vorweg, indem es die peinliche Vorstellung der Nichterfüllung verschafft.[3] Der orale Pessimist leitet aus diesen ständigen Enttäuschungen die Berechtigung zu seinem Haß gegen die erhöhte Mutterimago ab, da — wie nachzuweisen sein wird — der orale Pessimist gar nicht der Erfüllung seiner Kinderwünsche, sondern der Kindheitsenttäuschung nachjagt. Wie jeder Neurotiker ist er einem Grammophonliebhaber vergleichbar, der aber nur für eine Platte Interesse hat, die er immer bei sich trägt: wo er ein Grammophon sieht, stürzt er sich mit Feuereifer darauf und läßt, nie ermüdend, seine einzige Platte ab-

2) Siehe Jekels und Bergler „Übertragung und Liebe", Imago 1934. H. 1.

3) Bei Zwangsneurotikern hat der (anale) Pessimismus noch den Sinn, daß das „Günstige" nicht ausgesprochen werden darf, um das „Schicksal" nicht zu „provozieren", da ja in der Zwangsneurose Worte magische Bedeutung haben.

laufen. Der orale Pessimismus ist wie ein neurotisches Symptom aufgebaut: unbewußte Lust und unbewußte Bestrafungsmechanismen halten einander die Waage und das Ich schafft in seinem Versuch der Vereinheitlichung ein Kompromiß.[4]

II. Die analytische Literatur zum Problem des Pessimismus

Der erste Analytiker, der die Grundzüge einer Philosophie des Pessimismus — es war die Schopenhauers — aus dem Unbewußten ihres Schöpfers ableitete, war Eduard Hitschmann, der bewies, daß die frühesten und zutiefst reichenden Wurzeln des Pessimismus dieses Philosophen aus der eigenartigen Elternkonstellation entsprangen. Pessimismus sei keine Weltanschauung, sondern eine krankhafte Verstimmung. Zur Rechtfertigung der primär subjektiv-pessimistischen Verstimmung werde sekundär die Verwerflichkeit und Schlechtigkeit der Welt herangezogen, wobei ein großes Stück der Systembildung auf unbewußten Projektionen beruhe. Schopenhauer war einer aus jener Minorität von Tischgängern an des Herrgotts Tafel, denen es nicht schmeckt; ihr Kostverachten beweist nicht, daß das Gebotene schlecht ist, sondern — ihre psycho-physische Konstitution. Hitschmann betont die Bedeutung des Narzißmus und vor allem des masochistischen Lustgewinns beim Pessimismus in Übereinstimmung mit Nietzsche.

„Deutlich läßt sich die Freude am eigenen Leiden in der ganzen pessimistischen Darstellung und Auffassung des Lebens erkennen, da ja am Mißraten, Verkümmern, am Schmerz, am Unfall, am Häßlichen, an der willkürlichen Buße, an der Entstellung, Selbstgeißelung, Selbstopferung ein Wohlgefallen gefunden und gesucht wird. Dies ist alles im höchsten Grade paradox: wir stehen hier vor einer Zwiespältigkeit, die sich selbst nicht zwiespältig will, welche sich selbst an diesen Leiden genießt" (Nietzsche). Das, was ein Philosoph für die objektive Wahrheit, für letzte Lösungen der Welträtsel ansieht, ist nach Hitschmann psychologisch individuellste Zwangsgedankenbildung und deren Projektion und es sind die ureigensten Affekte des Philosophen, die ihn in bestimmte Richtungen zwingen.

Bedenkt man, daß diese geistreiche Arbeit aus der Frühzeit der Analyse stammt, ist man über die Treffsicherheit der Formulierungen — vor allem das Aufspüren des masochistischen Genusses beim Pessimisten ist staunenswert — frappiert und versteht, weshalb Freud diese Arbeit in seinem Werk „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung" zugleich mit dem philo-

4) Man darf nicht vergessen, daß das ganze neurotische Gebäude des Pessimisten etwas Sekundäres darstellt und einem der vielen möglichen Ausgänge des realen oder vermeintlichen Nicht- oder Zuwenig-Geliebtseins in der frühesten Kindheit entspricht. Nur darf man sich die „Enttäuschungen", an denen der Pessimist erkrankt, nicht allzu primitiv vorstellen. So fragt etwa der Grabbe-Biograph Ziegler: „Was hatte denn die Welt dem jungen Grabbe groß zuleide getan?" — Die Enttäuschungen liegen in der unwahrscheinlich frühen oralen Säuglingsperiode und gehen auf die Mutter-Kind-Beziehung zurück.

sophisch-analytischen Aufsatz Wintersteins „Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie“ besonders hervorhebt.

Und die Triebkonstituenten des Pessimismus? Wir wissen, daß es einen „analen“ und einen „oralen“ Pessimisten gibt. Der anale Pessimist hat eine glänzende Beschreibung in einer späteren Arbeit Eduard Hitschmanns gefunden, der nichts hinzuzufügen ist. Hitschmann rekonstruiert in dieser Arbeit den Charakter des zwangsneurotischen Misanthropen von Molière:

„Nehmen wir an, er sei ein der zärtlichen Mutter besonders ergebenes und ursprünglich verwöhntes Kind. Der Vater war aus derberem Holz, grob, von nicht der strengsten Sittenstrenge. Der Sohn, an die Mutter fixiert, dem Vater eifersüchtig und immer kritischer gegenüberstehend, würde sich, aus der zu überwindenden Feindseligkeit heraus, ein besonders strenges Über-Ich aufrichten. Inzestuöse Phantasien auf die Mutter ließen das Sexuelle doppelt ablehnungswert erscheinen; es fiele auch mit unter das viele Ekelhafte, das ein anal Veranlagter verwirft. Narzißmus plus Analität geben eine Disposition zur Homosexualität, die durch Identifizierung mit der Mutter verstärkt, aber nie manifest würde. Das Vorbild der Mutter müßte viel strenge Gesittung, etwa auch kritisch gegen den weniger gediegenen Vater ausgespielt, zur Nachlebung enthalten. Innerer Zwang zur Enthaltsamkeit, gesteigert durch ängstlich einschüchternde Erziehung der Mutter, welche die Forderung, ausschließlich ihn zu lieben, enttäuschen mußte, ließe nichts übrig, als Unfähigkeit und Kränkung. Das Resultat ein nazarenischer, gar nicht hellenischer Mann, ein Enttäuschter, ein Weltverbesserer, ein Ethiker, aber ein polternder, ohne Liebe, über dem ein düsterer Schatten ruht.“ — Der Autor hebt in der Arbeit noch hervor: das gesteigerte Selbstgefühl des Alceste, sein Opponieren aus Prinzip, seine verbalen Übertreibungen, masochistische Züge des Leidenwollens, sein paranoides Mißtrauen und die Tatsache, daß Haß, Verneinung, Pedanterie und Übermoral dominieren.

Ansonsten berichtet die analytische Literatur wenig über den oralen Pessimisten. Die erste Äußerung finden wir bei Abraham, der in seinen „Beiträgen der Oralerotik zur Charakterbildung“ darauf hinweist, daß der schwerblütige Ernst der analen Pessimisten nicht unmittelbarer analer Herkunft ist, sondern aus der Enttäuschung der oralen Wünsche des frühesten Alters entstand. Abraham nimmt eine Unterteilung der oralen Stufe in zwei Teile vor, wobei in der ersten das Saugen, in der zweiten das Beißen die Hauptrolle spielt, und meint, daß eine geglückte Verarbeitung der oralen Erotik die erste und somit vielleicht wichtigste Voraussetzung eines späteren normalen Verhaltens in sozialer wie in sexueller Beziehung bildet. Ob nun das Kind in der Säuglingsperiode Lust entbehren mußte oder durch Übermaß an Lust verwöhnt wurde — die Wirkung sei die gleiche. Das Kind nimmt unter erschwerten Bedingungen Abschied vom Stadium des Saugens. Da sein Lustbedürfnis entweder nicht genügend gestillt wurde oder zu anspruchsvoll geworden ist, stürzt sich sein Begehren mit besonderer Intensität auf die Lustmöglichkeiten des nächsten Stadiums, wobei ständig die Gefahr der Regression lauert. Das heißt, die Lust am Beißen wird besonders hervortreten, ebenso

die überstarke Ambivalenz. In manchen Fällen stehe die Charakterbildung unter oralem Einfluß: dem unerschütterlichen Optimismus, daß die Mutterbrust ewig fließen werde (eine Einstellung, die zu weltfremder Sorglosigkeit führen kann), stehe der Pessimist gegenüber, der dem Leben gegenüber eine sorgenvolle Einstellung habe und die Neigung „es sich sauer werden zu lassen" und sich selbst einfachste Vorgänge des Lebens über Gebühr erschwere. Abraham nennt ferner eine Reihe von Abkömmlingen dieser Einstellung: z. B. den Beamten, dem die Subsistenzmittel bis zum Tode garantiert werden müssen, den Ungeduldigen, Ehrgeizigen, Geizigen, oral Aggressiven, den Hast- und Ruhelosen usw. Die auf der oral-sadistischen Stufe Fixierten seien feindselig und bissig (Neid, Mißgunst, Eifersucht), während die auf der ersten — saugenden — Stufe Zurückgebliebenen ein heiteres und umgängliches Wesen an den Tag legen.

Freud hat in seinen letzten Arbeiten die präödipale Mutterbindung des Kindes hervorgehoben und gemeint, „daß die Gier des Kindes nach seiner ersten Nahrung überhaupt unstillbar ist, daß es den Verlust niemals verschmerzt", und sarkastisch hinzugefügt, er wäre nicht überrascht, wenn die Analyse eines Primitiven, der noch an der Mutterbrust saugen durfte, als er schon laufen und sprechen konnte, ebenfalls den Vorwurf, zu wenig Milch erhalten zu haben, zutage fördern würde.

Ferenczi hat den Pessimismus im allgemeinen mit einer Störung des Wirklichkeitssinnes zu erklären versucht:

„Alle Kinder leben im glücklichen Wahne der Allmacht, der sie irgend einmal — wenn auch nur im Mutterleibe — wirklich teilhaftig waren. Es hängt von ihrem „Daimon" und ihrer „Tyche" ab, ob sie die Allmachtsgefühle auch ins spätere Leben hinüberretten — und Optimisten werden können, oder ob sie die Zahl der Pessimisten vermehren werden, die sich mit der Versagung ihrer unbewußten irrationalen Wünsche nie versöhnen, sich durch die nichtigsten Anlässe beleidigt, zurückgesetzt fühlen und sich für Stiefkinder des Schicksals halten — weil sie nicht seine einzigen oder Lieblingskinder bleiben können."

(„Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes", 1913.)

III. Aus Grabbes Kindheit

Im folgenden wird der Versuch gemacht, an Hand eines Bruchstücks einer psychoanalytischen Dichterbiographie dem Problem des oralen Pessimisten näherzukommen. Daß gerade Christian Dietrich Grabbe als Testobjekt gewählt wird, hängt mit mehreren Gründen zusammen: mit der Bewunderung des Verfassers für Grabbes Werke, mit der Tatsache, daß drei der hervorstechendsten Eigenschaften Grabbes — seine Oralität,[5] seine Allmachtsidee[6]

5) „Zur Problematik der Pseudodebilität." Int. Zeitschr. f. Psa., XVIII, 1932. — „Der Mammakomplex des Mannes" gemeinsam mit L. Eidelberg. Int. Zeitschr. f. Psa., XIX, 1933. — „Übertragung und Liebe" gemeinsam mit L. Jekels, Imago, XX, 1934. — „Über einige

und sein Zynismus[7] — zum engeren Arbeitsgebiet des Verfassers gehören, und endlich mit dem Reiz, ein von den wissenderen Biographen als unlösbar erklärtes Problem zu lösen: „Einen Proteus in hundert Gestalten und nirgends zu fassen“ nennt ihn z. B. Ziegler; „keine Formel deckt ihn ganz“ resümiert Hillekamps.

Über die Bedeutung Grabbes — dieses Buonarotti der Tragödie (Marggraff) — sei ein Urteil Heinrich Heines angeführt:

„... will hier nur bemerken, daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare hat. Er mag weniger Saiten auf seiner Leier haben als andre, die dadurch ihn vielleicht überragen, aber die Saiten, die er besitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Briten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakespeare erschreckt, erschüttert, entzückt. Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Zynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zutage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unseren Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen.“

„Ein origineller und ziemlich absonderlicher Dichter“ — so nennt Freud im „Unbehagen in der Kultur“ Grabbe — hatte eine ungewöhnliche Jugend: Grabbe wuchs im Zuchthaus zu Detmold auf. Sein Vater war Zuchtmeister, d. h. Gefangenenaufseher. „Die Wohnung der Eltern lag über und neben den Zellen, in welchen Verbrecher eingesperrt saßen und man gelangte zu ihnen nur, indem man an Schildwachen und Türen, die mit eisernen Stangen verriegelt waren, vorüberging“ (Ziegler). Der Vater wird als gutmütiger, freundlich-liebenswürdiger Pantoffelheld geschildert. Das Regiment im Hause führte Frau Grabbe — „der Zuchthauskommissarius“ —, wie sie scherzweise genannt wurde. Da Grabbes Mutter für seine spätere Entwicklung die entscheidende Rolle spielte, seien die einander widersprechenden Äußerungen von beiden Biographen Grabbes, Duller und Ziegler, nebeneinandergestellt. Es sei im vorhinein hervorgehoben, daß sowohl Dullers, wie Zieglers Objektivität wiederholt angezweifelt wurde: Duller stand unter dem Einfluß von Grabbes Witwe, die mit der Mutter Grabbes in erbitterter Feindschaft lebte — „sie stiehlt, sie sauft“, zeterte sie — und Ziegler wieder wird Voreingenommenheit gegen Frau

noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung.“ Int. Zeitschr. f. Psa., XX, 1934. — „Über die Vorstadien der männlichen Schlagephantasie.“ Erscheint in Int. Zeitschr. f. Psa.

6) „Das Unheimliche.“ Erscheint demnächst in International Journal of Psychoanalysis (London). — Eine Arbeit des Verf. über die Entwicklung der kindlichen Größenideen ist in Vorbereitung.

7) „Zur Psychologie des Zynikers“, Psa. Bewegung, V, 1933. — „Talleyrand. Ein Beitrag zur Psychologie des Zynikers.“ In Druck.

Grabbe vorgeworfen und angedeutet, daß seine Informationen von seiner Frau, einem früheren Dienstmädchen der Frau Grabbe, stammen.

Duller entwirft ein grausiges Bild der Mutter Grabbes, das offenbar haßverzerrt ist und aus diesem scharfsichtigen Haß heraus — Duller ist ja ein Sprachrohr der Gemahlin Grabbes — sogar die Wichtigkeit der präödipalen Mutterbindung ahnt:

„Grabbes Mutter lebt noch. An ihrer Brust begann sein Unglück. In jenem zarten Alter, da der Vater dem Kinde noch nichts sein kann, die Mutter ihm alles sein muß, fand er am Herzen der Mutter kein Weichtum, keinen Schutz, fand er darin fast sein Verderben. Die Kombinationen seiner frühesten Kindheit hatten etwas Dämonisches, dessen Einfluß, wiewohl durch Erziehung und Bildung geschwächt, und wie es schien, verwischt, doch in der Folge mit einem Male gebieterisch wieder zum Vorschein kam, und sich als feindseliges, vernichtendes Element geltend machte. Denkt euch eine weibliche Natur, in welcher jede geistige Regung unter der starren, schmutzigen Rinde des Sinnenlebens erstickt bleibt, in welcher die Wahrheit nie zum Durchbruch gelangt, in welcher — statt des Bewußtseins — nur der Instinkt, mit welcher — statt des Willens — nur dies oder jenes bizarre Verlangen, wie sinnliche Anregung eines gebar, schaltet und waltet, — eine solche bösartige, halbverrückte Natur, und — in eines solchen Wesens Schutz gegeben denkt euch ein Kind, das jeden Anblick, jedes Wort, jede Vorstellung wie Muttermilch einsaugt, dem die Mutter das lebendige Evangelium, dem sie erste und letzte, dem sie die heiligste Liebe, die es noch nicht zu fassen und später nie zu erwidern und zu vergelten vermag, das Organ sein soll, durch welches es das ganze Geheimnis seines Lebens wie einen Traum übersieht, auf den es vielleicht erst auf dem Sterbebette sich wieder besinnt. Von allem diesen fand das Kind Grabbe das Gegenteil. Denkt euch eine Mutter, die ihrem Kinde von dessen viertem Lebensjahre an täglich betäubende geistige Getränke darbietet, und ihm des Nachts beim Schlafengehen solche vor das Bette setzt. In tiefstem Schmerze erzählt Grabbe dies von der seinigen."

Ziegler behauptet so ziemlich das Gegenteil:

„Grabbes Mutter, eine starke, hochgebaute Frau, die in ihrer Jugend schön gewesen sein soll und deren noch jetzt ausdrucksvolle Züge und helle Augen noch jetzt sehr viel Energie und Willenskraft andeuten, stellt in ihrer weißen Pikeemütze und ihrem breitgesteckten Tuch eine repräsentable Bürgersfrau dar. Freilich ist ihr etwas Leidenschaftliches und Hastiges eigen, weswegen sie manchmal auf Erfüllung wunderlicher Einbildungen, die sie sich in den Kopf gesetzt hat, mit Beharrlichkeit bestehen kann... Wenn Duller in seiner Biographie Grabbes von ihr erzählt, daß sie Letzteren in seiner Kindheit durch Roheit und Härte eingeschüchtert und ihm des Nachts beim Schlafengehen betäubende geistige Getränke vors Bett gesetzt habe, so lautet das freilich sehr romantisch... indessen ist dieser phantastische Aufputz lediglich in dem Gehirn der Witwe Grabbes entstanden. Die Eltern liebten den Sohn mit der zärtlichsten Liebe, zumal sie sich einen Sohn gewünscht. (Grabbe war das einzige Kind.) Besonders scheint er der Augenstern der Mutter gewesen zu sein, in der Weise, daß sie wohl nicht ganz frei davon gewesen sein möchte, ihn in seiner Jugend verzärtelt und ihm viel zugute gehalten zu haben."

Um die Unsicherheit voll zu machen, sei noch auf eine Stelle in Heines „Memoiren" verwiesen, in welcher Heine direkt hervorhebt, daß Grabbes Mutter ihm das Trinken abgeraten habe:

„Eine Geschichte will ich hier einweben, da sie die verunglimpfte Mutter eines meiner Kollegen in der öffentlichen Meinung rehabilitieren dürfte. Ich las nämlich einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe, daß das Laster des Trunks, woran derselbe zugrunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter frühe eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben, ja dem Kinde Branntwein zu trinken gegeben habe. Diese Anklage, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandter erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen „dat Suppen“ mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte. Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn sie ihren Wolf-Dietrich karessierte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bischen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein echtes Mutterherz.“

(Memoiren, Ausg. Bong, Bd. 15, S. 79.)

Der ganze Streit um die Person der Mutter Grabbes ist dadurch provoziert worden, daß man annahm, Grabbe sei an seiner Trunksucht zugrunde gegangen, wobei die Tendenz bestand, die Schuld an dem Alkoholismus der Mutter zuzuschieben. In Wirklichkeit starb Grabbe im Alter von 35½ Jahren (11. Dezember 1801—12. September 1836) an Tabes, der Spätfolge einer in der Studentenzeit akquirierten Lues.[8] Dieser Fehldiagnose ist es zu danken, daß wir von den Biographen einiges über die Mutter Grabbes erfahren. Nachdem dieser Streit wegen der Schuld oder Unschuld der Mutter an Grabbes Trunksucht durch die Verifizierung der Diagnose gegenstandslos geworden ist, gewinnt er doch wieder eine ganz andere Bedeutung, und zwar vom analytischen Gesichtspunkt, von Grabbes überstarker Oralität her. Und wenn auch der primitive Vorwurf der „Anlernung“ des Säuglings zum Potus ein der psychoanalytischen Deutung bedürftiges Märchen ist, das Grabbe selbst kolportiert hat,[9] so ist natürlich immer wieder die Beziehung des Kindes zur Mutter der Ausgangspunkt und der Schlüssel zum Verständnis jeder Persönlichkeit. Jede Analyse zeigt immer wieder, in welchem Ausmaß die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung bisher überschätzt und die der Mutter unterschätzt wurde. Die letzten Arbeiten Freuds über die „präödipale Mutterbindung“ sprechen im Sinne dieser Annahme.[10]

Nach dem von Duller, Ziegler und Heine Angeführten ist anzunehmen, daß die Erziehung der Mutter durchaus inkonsequent war: Überzärtlichkeit und unmotivierte Strenge wechselten ab, wobei das Rabiate der Mutter beim Kinde selbst bei Liebkosungen Angstbereitschaft hervorrief. Sehr treffend ist Heines

8) Vgl. Erich Ebstein, „Grabbes Krankheit“.

9) „Aber es kam Grabbe auch nicht darauf an, wenn sich's gerade schickte, seine Romantik aus dem Milieu der Hintertreppe zu schöpfen. So entstanden denn Geschichten, wie die von dem begnadigten Mörder, den er als kleines Kind an einem Wollfaden im Gefängnishofe herumführte oder das gräßliche, von ihm selbst in die Welt gesetzte Gerücht, daß die eigene Mutter dem vierjährigen Kinde Branntwein vors Bett gesetzt habe.“

(Wukadinowic.)

10) Vgl. E. Bergler und L. Eidelberg, a. a. O.

Vergleich mit einer Wölfin, die mit ihren Tatzen auch liebend gekratzt haben mag. Dafür spricht auch folgende Szene zwischen Mutter und Knabe in der „Hermannsschlacht“ („Eingang“, 6.):

Thusnelda: Einen Kuß, Junge! Noch einen und noch tausende — ich werde nicht satt.
Thumelico: Deine Küsse tun weh.
Thusnelda: Kind, ich bin zu froh.

IV. Grabbes Oralität

Es muß bei Grabbe eine offenbar konstitutionell bedingte Verstärkung der oral-sadistischen Komponente angenommen werden, die durch akzidentelle Erlebnisse[11] in die Höhe getrieben sein mag. Auf diese Stufe der Sexualentwicklung regredierte Grabbe, wobei man begreiflicherweise Zeitpunkt und akzidentellen Anlaß, dem bloß die Rolle des agent provocateur zufällt, nicht mehr feststellen kann. Das sadistische Aussaugen und Beißen anderer und die Rückwendung dieser Aggression gegen die eigene Person unter dem Drucke des unbewußten Schuldgefühls, das sich im Strafbedürfnis äußert, in Form der Angst vor dem Gefressenwerden, spielen bei Grabbe eine übergroße Rolle. Diese Einstellung kann man im realen Verhalten Grabbes finden und mit einer Unzahl von Zitaten aus seinen Werken belegen.

So erzählt z. B. Gräfin Elisa v. Ahlefeld (die Freundin Immermanns), daß sie Grabbe mit ihrer schönen Hand nicht zu nahe kommen durfte, da er sonst sofort hineinbiß, „weil sie gar so appetitlich sei“. „Er war wie ein Kind“, sagte die Gräfin von ihm, „so gut, so unartig, so lenksam, aber auch so schmutzig“.

Eine ähnliche Szene — diesmal handelt es sich um einen Mann — erzählt Ziegler (S. 77):

„Einst traf er auf einem Balle mit ein paar Berliner Studenten, die, ich weiß nicht von wem, eingeführt waren, zusammen, der eine von ihnen hieß Eichholz ... Die jungen Leute hatten sich an ihn gedrängt, saßen mit ihm in einer Nebenstube, wo sie miteinander zechten, und flossen hier über in Lobeserhebungen über die Grabbeschen Werke, was allerdings nicht ohne Reiz für Grabbe blieb, der für Schmeicheleien zu Zeiten sehr empfänglich war. Das hatte eine Weile gedauert, da näherten sich mehrere von Grabbes älteren Bekannten und warfen spöttische Blicke auf diese seine Unterhaltung. Grabbe merkte das, schien sich darüber zu schämen, daß er sich mit den jungen Leuten in solche Vertraulichkeit eingelassen habe und brach nun auf höchst seltsame Art auf. Er sprang auf und während der Herr Eichholz noch vor ihm stand und fortfuhr zu demonstrieren, drückte er ihm die Hand mit den Worten: ‚Ja, ja, Sie haben ganz recht‘, neigte sich zu ihm, als ob er ihn küssen wollte und biß ihn auf die Wange, indem er versetzte: ‚hier haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung.‘ Dann drehte er sich um, verzog das Gesicht zu einer lächerlichen Miene und ging aus dem Zimmer.“

11) Wir wissen nichts über den Zeitpunkt der Mutterbrustentwöhnung Grabbes und können nur aus Indizien auf die Stärke dieses Traumas schließen.

Ein Studienkollege Grabbes erzählte folgende Szene, die Ebstein (S. 21) zitiert:

„Daß Grabbe sich oftmals sehr herabwürdigte, ist ein bekanntes Ding... Grabbe war geradezu ein Schwein. Mehrere junge Juristen machten wir einen Spaziergang auf dem Detmolder Stadtbruche. Da es dämmerte, liefen Mäuse hin und her. Plötzlich warf sich Grabbe auf die Erde, haschte wie ein Kater nach den Tieren, erhaschte eines und nahm es zwischen die Zähne. Einer rief: ‚Trägst du es so zur »Stadt Frankfurt« hin, gebe ich so und so viel aus.‘ — Grabbe gab sich auch hiezu her.“

Aus Grabbes „Nanette und Marie“ stammt folgende Episode:

Nanette: Weh!
Pietro (Vater): Was ist?
Nanette: Die Nadel hier — sie stach
Mir in den Finger — er blutet —
Leonardo (Liebhaber): Laß mich ihn
Aussaugen!
Nanette: Ha, der Unbarmherzige!
Ich fühl es, wie er mir die Seele wegsaugt!

Ebenfalls aus „Nanette und Marie“:

Leonardo: Oh, Nanette, holder Name!
Sollt ich dereinst verzweifelt und verlassen
Im fürchterlichsten Schmerz darniederliegen,
So würde ich „Nanette“ sagen und
Wie Himmelsfrieden würd’ es mich umweben!
Nanette: Pah,
Ich liebe meinen Namen nicht, er klingt
Zu zimperlich! — Ein Wort wie Krokodil,
Das wär’ ein Nam’ gewesen, welcher zu
Der grimmen Miene paßte, die ich dir
So gerne zeigte und nicht zeigen kann.
Leonardo: Nein, keine grimme Miene, auch nicht nur
Zu scherzen! Deine Augenbrauen sind
Zwei Raben in dem Schnee, und wenn du sie
Zusammenzögst, so würd’ ich denken, daß
Sie ihre Flügel regten, um mir auf
Den Busen loszufliegen und ihn aus-
Zuhacken!
Nanette: Pfui doch, du erschreckst mich vor
Mir selbst, — kaum wage ich an meine Stirn
Zu fassen, — meine Augenbrauen könnten
Mir in den Finger beißen...
Leonardo: Deine Finger
Verdienten das um meinetwillen! Halb
Geöffnet, gleich schlau ausgestellten Mäusefallen
Erwischen sie mit einem Druck die Herzen
Und lassen ihren Fang nicht eher — Ei,
Sieh da! Wie niedlich!

Besonders beweisend ist eine Szene aus dem Märchenspiel „Aschenbrödel". Dort stellt die Feenkönigin der Olympia eine sonderbare Dienerschaft zur Verfügung: der Kutscher ist eine verwandelte Ratte, die Kammerzofe eine verzauberte Katze.

Königin der Feen:

Doch müssen wir bei all den Feengaben
Zur Freude auch den Scherz noch haben.
Der Kutscher fehlt — 'ne Ratte naget dort.
„Ratte sei Kutscher! Fahre du wild! Wild wie du bist!"
Die Zofe fehlt — ei, will die Katz da fort?
„Katze werd' Zofe! Sanft und doch beißig! Katzennatur!"

(Der Kutscher, eine verwandelte Ratte, tritt ein, graugekleidet, mit einem Zopf bis an die Fersen und einer großen Peitsche.)

(Er will in das Loch kriechen.) Weh' mir, ich ward zu groß.

Zofe (sieht den Kutscher, für sich murmelnd): Häh, die Ratte! Ich springe auf sie los! — Doch still — Ich habe keine Krallen mehr.

Kutscher: Wie unbehaglich ist mir! Wie wohl war mir in meiner süßen Heimat — Wie schön war ich! Wie schändlich bin ich verwandelt!

Zofe (sacht geschlichen): Fassen muß ich die Ratte, doch —

Kutscher (erblickt die Zofe): Huh, was riech' ich?

Königin der Feen: Kutscher, wirst du kindisch?

Kutscher: Wenn man mir ans Leben will?

Königin der Feen: An das Leben?

Kutscher: Das Geschöpf da will mich fressen — aber kommt's mir, ich sterbe nicht umsonst, ich wehre mich.

Königin der Feen: Das holde Mädchen erschreckt dich? Du nimmst sie einst noch zur Frau.

Kutscher: Daß ich morgens nach der Hochzeitsnacht statt neben ihr in ihrem Magen läge... 'S ist 'ne Katze. Der Hund hol ihre Schönheit. Damit betrügt sie die Mäuse. — Aber wir Ratten, — doch wir ersten Geschöpfe, wir ahnen gleich, was so 'ne St. Simonistin für eine auffresserische Tendenz unterm Fell hat.

Königin der Feen: Sie sieht dich so mild, so traurig an.

Kutscher: Mild? Ja, um mich heranzulocken! Traurig? Ja, weil ich nicht komme! Sie hat meinen Vater ermordet, den braven Greis, nun ist sie noch nicht satt,[12] sie will noch den Sohn.

Königin der Feen: Du rasest!

Kutscher: Ich sollt' es, ich hab Ursach' über Ursach'. Denn auch meiner Geliebten biß sie neulich das vierte Bein aus — Gottlob, die hat noch drei behalten, mehr als du je gehabt. — Und ich — hab' ich nicht gestern mit ihr auf dem Kornboden gekämpft bis aufs Blut? Ich, meine Geliebte, einige gute Freunde und Freundinnen aßen ein bißchen Korn, klatschten ein wenig, hielten nachher einen kleinen Ball, der etwas Lärm machte. — Jene Kreatur hört das, schleicht heran, springt mir in den Nacken, krallt sich hinein, beißt mir

12) Vgl einen Brief Grabbes an seine Mutter (21. Juli 1835): „Dein letzter Brief hat mich sehr krank gemacht. Wirst Du —, ich mags nicht sagen. Du willst hieher kommen? — mich nun ganz ausziehen, weil ich Dir vieles geschickt und schicken werde? Noch nicht satt?"

den Kopf, ich ihr in meiner Angst das Ohr... schaut, da hat sie noch die Narbe — und nur ihr erster Schreck vor meinem verzweifelten Widerstand rettete uns.

Zofe: Mein Lieber, du irrst dich in der Person — laß dich umarmen — komm', fern von Menschen laß uns tändeln und spielen auf grüner Au.

Kutscher: Ei, Madmoiselle Miau! Er wird sich hüten! Spricht sie schon wieder von „Au“? Kann sie das „auen“ und „miauen“ auch jetzt nicht lassen?

Zofe (zur Königin der Feen): Oh, laß mich mit dem guten Mann allein!

Kutscher: Eh' soll der Gottseibeiuns bei mir sein.

Zofe: Ich werde mich mit ihm verständigen!

Kutscher: Zu fressen mich, will sie mich bändigen.

Königin der Feen (zum Kutscher):

Genug! zum Wagen stracks,
Und zu des Königs Hofe
Fahr du Olympia und ihre Zofe!

Kutscher: Ich auf dem Bock und das Tier hinter mir? Daß es jeden Augenblick mir ins Genick fällt?

Königin der Feen: Ich werde dich vor ihr beschützen,
Doch auf dem Bocke sollst du sitzen!

Kutscher: Schon wieder soll. Ich fühl's, ich muß...

In Grabbes „Napoleon“ schreit Jouve:

„Hacket dem verräterischen Schneider die Finger ab und steckt sie in den Mund als Zigarren der Nation.“

Einer der Grundsätze von Grabbes Faust („Don Juan und Faust“, IV. 3.) lautet:

Was ich wünsche, muß ich haben oder
Ich schlag's zu Trümmern! Wenn ich schmachte
(Sei's nach der Liebe oder nach dem Himmel),
So werd ich nicht, wie manche Sehnsuchtsnarren,
Vom Schmachten satt und freu' in süßlicher
Melancholie und Selbstzufriedenheit daran mich —
Nein, nein, da halt' ich's lieber mit dem Tiger, der
So lange Hunger fühlt, bis er der Speise
Genug hat und den Raub zerreißt,
Auf den er lauert. — Muß man denn zerreißen,
Um zu genießen? Glaub's fast, wegen der
Verdauung. Ganze Stücke schmecken schlecht,
Mir sagen's Seel' und Magen...

In „Marius und Sulla“ kommt diese kannibalische Tendenz noch deutlicher zum Ausdruck:

Flavius (in der Senatsrede):

Blut oder Brot! Wir hungern! Unten an
Dem Tiber liegt der Marius und sperrt
Die Zufuhr! Nicht ein Stäubchen Mehls gelangt
Zur Stadt! Er läßt es in die Wellen schütten!
Die Mütter wollen ihre Kinder schlachten,
Pest, Seuchen, Jammer brechen jäh herein!

In Grabbes Jugenddrama „Herzog Theodor von Gothland" wimmelt es von oral-sadistischen Anspielungen. Sköld spricht von Menschenopfern, der alte Gothland drückt den Wunsch, seinen Sohn zu töten, folgendermaßen aus: „Nun wollen wir ihn schlachten wie ein Huhn", Berdoa höhnt des Helden Träume als Wiederkäuen des Brudermords: „Er kann kein Bruderfleisch verdauen", Herzog Theodor erzählt einen Traum, in welchem sein ermordeter Bruder in Gestalt einer ungeheuren Spinne ihm „die Brust aussog", Rolf zeigt seine selbstangenagten Fingerknochen und der Kanzler bricht in den Verzweiflungsschrei aus:

Hier
Ist meine nackte Brust! Durchbohr' sie, reiß
Sie auf! Saug ihre Wunden! Bruderblut
Ist Nektartrank! Schlürf' es! Hin strömt es dir!
Mit Freuden geb' ich's, wenn es dich
Beglückt! Berausche dich darin,
Bis daß du dich davon erbrichst!...
Ja, ja, Kettet's, kettet's an,
Das Ungetüm, das seine Brüder frißt.

Grabbe verließ die orale Entwicklungsphase mit einer schweren Läsion: die gütige und die fressende Mutter sollten von nun an ständig um die Herrschaft in seiner Brust ringen und seine Beziehung zum Leben bestimmen.

Es ist auffallend — und für die These der oralen Regression beweisend —, daß bei Grabbe Frauen und Männer als „Fressende" und „Gefressene" ohne Geschlechtsunterschied vorkommen. Das hängt damit zusammen, daß es für das Kind auf der oralen Stufe einen Geschlechtsunterschied noch nicht gibt: die Frauen sind ebenso phallische, d. h. Wesen mit einem Brustpenis, wie die Männer.

Aus dieser nicht überwundenen oralen Phase ist Grabbes Alkoholismus, vieles an seiner Dichtung, seine Größenideen, sein Pessimismus, ja seine ganze Sexualität zu verstehen.

V. Grabbes Alkoholismus

Grabbes alkoholische Süchtigkeit erwächst auf dem Boden der oralen Triebkonstitution und stellt ein sehr komplexes Phänomen dar. Alle bisherigen analytischen Versuche, das tiefste Agens der Süchtigkeit zu finden, haben keine Lösung gebracht. Die Arbeiten von Rado, Wulff, M. Klein, M. Schmideberg, Glover, E. P. Hoffmann geben trotz höchst bedeutungsvollen Hinweisen keine befriedigende Antwort. Daß die orale Triebkonstitution allein nicht genügt, ist anerkannt. Dazu muß neben einer offenbar konstitutionellen Gift-Affinität — eine Süchtigkeit zu einem speziellen Gift kann sich, wie eine

Reihe von nichtanalytischen Autoren hervorhob, nur dort entwickeln, wo der Körper dieses Gift mit Lustreaktionen beantwortet: gibt es doch Individuen, die z. B. Morphium mit dysphorischen Reaktionen beantworten —, noch ein Etwas hinzukommen, das uns bisher nicht bekannt ist. Vielleicht ergeben die psychischen Reparationsversuche des Entwöhnungstraumas einen weiteren Zugang zum Problem.

Mit diesen Vorbehalten — derzeitige Unlösbarkeit des Problems — können wir bei Grabbes Alkoholismus folgende Konstituenten finden:

1. Der Potus ist vorerst eine Wiederholung der oralen Lust und ein Versuch einer Wiedergutmachung der oralen Enttäuschung. Der Alkoholiker bekommt soviel zu trinken, als er nur will, die infantile Sehnsucht scheint erfüllt, die dahinter lauernde, aus der Versagung resultierende Depression zeitweise überwunden.

2. Der Potus stellt zugleich eine „magische Geste" dar, die zeigt, wie der Potator in der Kindheit bezüglich der Milch hätte behandelt werden wollen.

3. Das Animieren anderer zum Trinken (eine von Grabbe wiederholt berichtete Attitüde) bedeutet die Identifizierung mit der gütigen, oralspendenden Mutter. (Bei jedem Menschen besteht nach Freud die Tendenz, passiv Erlebtes aktiv zu wiederholen.)

4. Auch die konsekutive Logorrhoe und das bombastische Bramarbasieren im Rausch sind einerseits Identifizierungsprodukte mit der gütigen Mutter, anderseits stellen sie durch Amovierung des verbietenden Über-Ichs jenen Zustand narzißtischer Glückseligkeit und das Zurückgleiten auf die Stufe der kindlichen Allmacht dar, die bei jeder Süchtigkeit zu konstatieren ist. Das schwache aktuelle Ich kann sich der unbewußten Triebtendenzen nicht erwehren und erliegt immer wieder der narzißtischen „Versuchung".

5. Ein weiterer Beweis der kindlichen Allmacht beim Alkoholiker ergibt sich aus der Urethralerotik. Ich konnte wiederholt in Analysen feststellen, daß Alkoholiker beim häufigen, durch Alkoholgenuß bedingten Urinieren infantil-sadistische Größenideen auslebten. Bezeichnend hiefür ist eine Störung des Zeitgefühls bei diesen Menschen, die, ohne betrunken zu sein, beim durch Saufen bedingten Urinieren das Gefühl einer unendlich langen Zeitspanne haben. Diese Größenideen kombinieren sich mit urethral-analen Herabsetzungstendenzen, für die gerade Grabbe ein Beispiel liefert. So erzählt Grabbes Biograph Ziegler folgende Szene:

„... Erinnere ich mich, als Hannibal gezwungen war, Italien zu verlassen, hielt er einen Kriegsrat und während nun seine Generale weise beraten, stellt er sich bei Seite und schlägt sein Wasser ab. ‚Wartet erst einmal!' sagt er verächtlich zu seiner Umgebung, ‚ich muß erst einmal p...' Als er wirklich abreist, verrichtet er erst seine Notdurft, indem er spricht:

‚Das ist mein Denkmal, welches ich hinterlasse'. Wenn man Grabbe fragte, ob er denn dergleichen drucken lassen wolle, versetzte er: ‚Allerdings. Und keinen Buchstaben werde ich streichen.' "

Wenn man die bei Grabbe klar nachweisbare Gleichsetzung von Mutter und Heimat in Rechnung stellt (siehe S. 366), ergibt diese Miktion eine allerstärkste Aggression gegen die Mutter . (Italien war Hannibals „erweiterte" und eroberte Wahlheimat.)

6. Im Potus liegt zugleich eine Anklage gegen die die Milch verweigernde Mutter (der gegenüber der Potator ambivalent eingestellt ist) etwa nach der Formel: Schau, was du aus mir gemacht hast: einen Säufer.

7. Anderseits ist in der Trunksucht eine Rachehandlung gegen die Mutter auf dem Umwege über die introjizierte Mutter unverkennbar.[13] Der Potator ist dann psychologisch nicht er selbst, sondern die Mutter. Die Schädigung gilt nicht dem Säufer, sondern der zu bestrafenden introjizierten Mutter. Es ist die Umkehrung der Situation: säugende Mutter — saugendes Kind, wobei die Mutter aus Rache mit Gift „angefüllt" wird.

8. Zugleich ist eine Trotzhandlung gegen die Mutter, resp. die Autorität unverkennbar:

„Eines Tages ist Grabbe in einem Konditorladen, dessen Besuch den Schülern verboten war, mit einigen seiner Altersgenossen anwesend, als einer der Lehrer hereintritt, vielleicht, um eine Erfrischung zu nehmen. Da wandelt ihn eine solche Verlegenheit und Keckheit an, daß er augenblicklich sechs Liköre fordert und alle sechs in Gegenwart des Lehrers hinunterstürzt." (Ziegler.)

9. Daß unbewußte homosexuelle und exhibitionistische Tendenzen im Potus in männlicher Gesellschaft hervortreten, ist eine bekannte Komponente. Das gilt nicht für den „stillen Suff", wo das früher hervorgehobene Hinabgleiten in frühe narzißtische Stufen und das Sich-Hingeben an solche Phantasien mehr hervortritt.

Grabbe, der ursprünglich immer in Männergesellschaft trank, kam in letzten Jahren immer mehr davon ab. Aus seiner Düsseldorfer Zeit werden Szenen geschildert, in welchen er halbe Tage lang mit dem epileptischen Komponisten Burgmüller ohne zu sprechen trinkend „verdöste", d. h. sich schweigend seinen Phantasien hingab. Bezeichnend ist, daß er in dieser Zeit an der „Hermannschlacht", also einem Mutterproblem arbeitete (siehe S. 367 f.). Endlich sei auf die Zusammenhänge zwischen Oralität und Homosexualität verwiesen (siehe „Mammakomplex").

13) Dieser Mechanismus steht der Melancholie nahe und unterscheidet sich von ihr durch die partielle Einverleibung. H. Wulff nennt den Vorgang bei seinen Fällen von Freßsucht treffend „ein Mittelding zwischen Melancholie und Sucht". („Über einen interessanten oralen Symptomenkomplex und seine Beziehung zur Sucht." Int. Zschr. f. Psa, XVIII, 1932.) Ebendort Hinweise auf die Differenzen zur Melancholie und Hervorheben der Triebentmischung.

10. Die Schuldgefühlsentlastung erfolgt beim Potus auf verschiedenen Wegen. Beim Trinken in Gesellschaft dadurch, daß auch andere sich berauschen, also durch deren Mitschuldigmachen. Ferner in der realen Selbstschädigung durch den Potus, im folgenden Katzenjammer, den Selbstvorwürfen, dem Odium bei den Mitmenschen usw. usw.

„Anfangs Elend und später häuslicher Gram trieben den unglücklichen Grabbe, im Rausche Erheiterung oder Vergessenheit zu suchen, und zuletzt mochte er wohl zur Flasche gegriffen haben, wie andere zur Pistole, um dem Jammertum ein Ende zu machen. ‚Glauben Sie mir‘, sagte mir einst ein naiver westfälischer Landsmann Grabbes, ‚der konnte viel vertragen und wäre nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte‘; er starb durch Selbsttrunk.“

(Heine, „Memoiren“, S. 79.)

Erinnern wir uns, daß Grabbe selbst das Gerücht kolportierte, seine Mutter hätte ihn schon als Säugling und Knabe zum Trunke angehalten. Ich halte dieses Gerücht für eine nur psychoanalytisch erklärbare Rache an der die Brust entziehenden Mutter: Es ist ein phantasiertes Festhalten an der Mutterbrust, wobei der Mutter aus Rache für die Entwöhnung die Schuld am Potus aufgehalst wird. Die aggressive Triebenergie bezieht ihre Verstärkung aus der bei jeder Sucht stattfindenden Triebentmischung (Wulff).

Daß im Trunke eine liebende und hassende Beziehung zur Mutter zutage tritt, beweist folgende Stelle aus „Kaiser Heinrich VI.“ (II. 3.):

Otto: Meine Mutter, meine Mutter!
Heinrich der Löwe: Ging
Dahin, von woher niemand rückkehrt — weine
Nicht länger — Hilft dir nichts — Ich rief schon oft
Zu ihrem Grab — doch nicht einmal ein Echo
Schallt draus hervor. — Das Gute schwindet, nur
Erinnrung bleibt. — Darum, solang' du atmest,
Erinnre dich an sie, — wenn dir im Römer
Der Saft der Traube blinkt, so denk' an sie
Und Götternektar wirst du schlürfen...

Diese liebende Trunkintrojektion von Personen hat ihr haßvolles Gegenstück. So sagt etwa Erzbischof Mathäus („Kaiser Heinrich VI.“, II. 1.) seinem zum Tode verurteilten kirchlichen Gegner („Verkehrt auf einem Esel mit dir zum Schafott!“):

Ophamilla, heute abend noch,
Wenn du in deinem Blute liegst, trink' ich
Den schönsten Syrakuser deiner Keller.

Ein anderes Beispiel der Kombination beider Tendenzen ist die Tatsache, daß Berdoa („Herzog Theodor von Gothland“) Schnaps in großen Mengen trinkt und das Glas (Brust) auffrißt. Von Marius („Marius und Sulla“) heißt es: „Blut und Wein sind seine Losung.“

Noch klarer wird der Zusammenhang des Potus mit der milchspendenden Mutter, wenn wir folgende von Ziegler geschilderte Szene analytisch durchdenken:

„1829/30 hatte sich Grabbe bei einer Schlittenpartie den Arm gebrochen und ließ sich in der Wohnung seiner Eltern auf dem Zuchthofe, wohin er solange gezogen war, wieder heilen... Während wir so saßen, fiel es Grabbe ein, ob wir nicht eine Zigarre rauchen wollten und indem er ein Bund hervorzog, präsentierte er uns davon. Mein Bekannter neben mir dankte und versetzte, um Grabbe zu necken: ‚Ach, ich weiß schon, du siehst es doch nicht gern, wenn wir eine nehmen; darum hast du solange gewartet'. Da nahm Grabbe das ganze Bund und zerrieb es so auf Tische, daß alle Zigarren verdorben waren. ‚Sieh, wenn du das meinst!' ‚Das wußte ich', sagte mein Nachbar und fing laut an zu lachen und darauf schämte sich Grabbe. — Als dies vorgegangen war, sprang die Katze der Madame Grabbe auf den Tisch und nahm sich die Freiheit, mit ihrem roten Züngelchen die Michkanne zu belecken. Kaum hatte Grabbe dies gesehen, so langte er in seiner Aufregung nach dem Tintenfasse, das auf dem Tische stand und schüttete es auf die Katze aus, sodaß diese einen ziemlichen Teil davon wirklich auf ihren Pelz bekam und nun ein großes Unglück anrichtete. denn sie hüpfte fort auf die Betten und machte auf denselben an mehreren Stellen große schwarze Flecken. Grabbes Mutter wurde im hohen Grade erzürnt, sprang herbei, ein noch größeres Unglück zu verhüten und konnte sich nicht enthalten, ihrem Unmut in einigen derben Ausdrücken gegen ihren Sohn Luft zu machen. ‚Wat sint dat för Narenstreuche,' rief sie in ihrem plattdeutschen Dialekte, ‚diu bist en ganz unkläugen Jungen.' Er ließ sich übrigens nicht verblüffen: ‚Och, wat', sagte er, — ‚lick.. eck kann er nicht vör! Diu aule Katte, Katte, Katte, drink äust mol!' Hierbei rührte er seiner Mutter eine Tasse Tee mit Zucker und Rum zurecht und darauf mußte sie denn natürlich ihrem verzogenen Sohne wieder vergeben."

Die Identifizierung zwischen Mutter und Katze ist klar, ebenso die ambivalente Einstellung des Sohnes zu ihr. Bezeichnend die Aufregung Grabbes beim Wegtrinken der Milch: alle oralen Menschen wollen ständig „etwas bekommen" (zutiefst die ewig fließende Mutterbrust) und sind äußerst intolerant gegen das „Geben". Eine Ausnahme bildet die Situation, in welcher der oral Fixierte oder Regredierte sich mit der spendenden Mutter identifiziert.

11. Endlich sei darauf verwiesen, daß der Potus für die oral Regredierten eine Art von Sexualbefriedigungsersatz darstellt, da die normale Abfuhr der unbewußten prägenitalen Wünsche infolge ihrer Struktur auf der dafür nicht eingerichteten Genitalapparatur nicht befriedigbar erscheint. Unter dem Einfluß der analytischen Erkenntnisse haben auf diesen Tatbestand auch nicht analytische Sexualforscher hingewiesen.

12. Das früher hervorgehobene Festhalten infantiler Allmachtsideen verbunden mit der Schwäche des Ichs bedingen die imperative Forderung des Potators nach dem „Sofort-Haben-Müssen" (Federn). Das insistierende, sich ansaugende im oralen Charakterzug hat Abraham hervorgehoben. Der Alkohol gibt die Möglichkeit der supponierten Erfüllung dieser Wünsche. Auch ist der Rausch eine Art „neurotischer Dauerlust" (Pfeifer), zumindest

eine protrahierte, stundenlang dauernde Befriedigung, zum Unterschied von der normalen, im Orgasmus gipfelnden Sexualität.

Resumierend sei nochmals hervorgehoben, daß Verfasser das Moment der verschiedenen Reparations- und Bewältigungsversuche des Entwöhnungstraumas[14] für eine der wichtigsten — vielleicht die wichtigste — Komponente im Orchester der unbewußten Motive bei der Süchtigkeit hält.

VI. Grabbes infantile Allmachtsideen, ihr Zusammenbruch und konsekutiver Pessimismus

Bei oralen Menschen setzt der Konflikt mit der supponierten eigenen Allmacht an der gleichen Stelle wie bei jedem Kind ein: bei der Erkenntnis, daß die Mutterbrust kein Teil des eigenen Ichs ist und es vom Belieben der Mutter abhängt, ob, wann und wie lange sie dem Kinde gereicht wird. Es folgen Ableugnungs- resp. Restitutionsversuche dieses Traumas. Doch sei nochmals ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Reparationsversuche zutiefst nicht der Mutter als Objekt gelten, sondern der Mutterbrust, wie sie noch als Teil des eigenen Ich perzipiert wurde. Das ganze stellt sich somit als rein narzißtischer Restitutionsversuch dar.[14a] Es resultieren z. B. Menschen, die zum Essen eine sehr lose Beziehung haben und jede Enttäuschung mit Appetitlosigkeit quittieren, die sie häufig aggressiv gegen die Umgebung verwenden; oder aber Typen, die die Entziehung der Mutterbrust mit einem ewigen, stets erfolglosen Suchen derselben beantworten. Häufig sind diese zwei Typen nicht scharf getrennt:

Don Juan: Verwünscht ist der Gedanke: jedes Ziel
Ist Tod. — Wohl dem, der ewig stirbt, ja Heil,
Heil ihm, der ewig hungern könnte.

Leporello: Danke!
Ich merk's, ihr laßt mich hungern nach Prinzipien, —
Wenn's nur mein Magen duldete, doch der
Ruft immer dar: Heil ihm, der ewig frißt.

(„Don Juan und Faust“ I. 1.)

In Träumen oral fixierter oder regredierter Patienten findet man häufig den sogenannten „Mannatypus“.[15] Diese Träume sind immer nach dem Prinzip des alimentären Unabhängigkeitswunsches von der Mutter (später Vater) aufgebaut.[16]

14) Vgl. E. Bergler und L. Eidelberg, a. a. O.

14a) Vgl. dazu L. Jekels und E. Bergler, a. a. O., S. 25.

15) Ein oral regredierter Patient, dessen Krankengeschichte ich publizierte („Zur Problematik der Pseudodebilität“, Int. Zeitschr. f. Psa., 1932, H. 4) träumte in symbolischer Verkleidung häufig, daß er an seinem eigenen Penis Milch sauge und so von der Mutter unabhängig sei.

16) In der Arbeit „Zur Psychologie des Zynikers“, Psa. Bewegung, V, 1933, habe ich die

Eine weitere Wurzel der Allmachtsidee Grabbes liegt in seinem Wunsche, das Lieblingskind der Mutter zu sein. Die analytische, von Freud in der „Traumdeutung" ausgesprochene Feststellung, daß der Lieblingssohn der Mutter Optimist wird, hat Grabbe vorausgeahnt, als er seinen Sulla, der nach seinen eigenen Worten ein Idealbild seiner selbst darstellen sollte,[17] sagen läßt:

Ich merk' es an der mütterlichen Huld:
Ich bin ein Sohn des Glücks!

An einer anderen Stelle heißt es:

Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter seinem Fuß,
Laut jauchzend, wie den Wetterstrahl der Donner,
Begrüßt das Volk sein Lächeln.

Und trotzdem verzichtet Sulla auf seine Machtstellung:

Da zuckt es durch seinen Geist: Dies alles ist mir unnütz, ich bedarf es nicht, das Meinige hab' ich getan, fortan bin ich mir selbst genug.

Ähnlich ist das im Motto erwähnte Zitat zu verstehen, in welchem Grabbe die Verfluchung der Eltern ausspricht, weil ein solches Genie nicht auf asexuellem Wege zur Welt kam.[18] Grabbe kolportierte übrigens zeitlebens einen „Familienroman nach oben" und deutete zeitweise seine Abkunft von einem Prinzen an.

Die einzige neurotische Währung, die diese oralen Menschen kennen, ist Milch, resp. Milchäquivalente. So nennt z. B. Don Juan Gott einen Koch, der die „Speise" Donna Anna fabriziert hat („Don Juan und Faust", III. 1.):

Vermutung ausgesprochen, ob nicht die immer rigorosere Bedürfnislosigkeit bezüglich des Essens, die Diogenes gepredigt hat, als später Versuch der infantilen alimentären Unabhängigkeit von Mutter und Vater zu deuten ist.

17) „Sulla werde ... ein höchst kurioser Kerl. Er soll das Ideal, vergiß nicht das Ideal, denn sonst wär' er sehr wenig, von mir werden." (Brief an Kettembeil.)

18) Man erklärt nichts, wenn man, wie dies manche Biographen tun, den Anteil der bewußten und prononcierten Allmachtsidee und Großsprechereien mit Sucht nach Effekt allein begründet. Das Problem bleibt bestehen, weshalb gerade diese „Effekthascherei" bei Grabbe so groß war. Daß zu allen Zeiten verkommene Genies modern waren, ist eine Banalität. — Wichtig ist, daß bei diesem Demonstrieren seiner Einstellungen ein großes Stück Exhibitionismus bei Grabbe zur Geltung kam. So pflegte er mit allergrößter Offenheit über seine Ehemisere zu sprechen, anderseits war diese Exhibition wieder gehemmt, wie Grabbes mißlungene Versuche, Schauspieler zu werden, seine Schüchternheit und linkische Art beweisen. — Es seien noch zwei Beispiele seiner Größenideen genannt: Als er als Gymnasiast beim Präparieren einer Cäsarstelle saß und ein Kollege ihn besuchte, klappte er rasch das Buch zu, da er den Anschein erwecken wollte, daß er alle Schwierigkeiten „vermöge seines angeborenen Genies überwinde" (Ziegler). — Ähnlich, wenn auch mit sexualsymbolischem Nebensinn, ist die Gewohnheit Grabbes zu deuten, lediglich unreifes Obst im elterlichen Garten zu essen und der Versuch, in diesem Stadium jeden andern am Essen der Früchte dieser Bäume zu verhindern, während er, wenn das Obst reif war, ruhig alle essen ließ. Er wiederholte damit also unter anderem seine infantile Ausnahmestellung.

Gouverneur: ... Es lebe in Gott!
Don Juan: Meinethalben!
Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf. Ist's Gott —
Nun, um so größ'rer Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genuss seiner Speis' am besten.

Leporello ruft in demselben Drama (IV. 4.) aus:

O wär' die Welt
Doch ein gebratener Kapaun, und wär'
Ich 's doch, der ihn anfräß'.

Und Don Juan legt das Bekenntnis ab (I. 2.):

Die einz'ge Speise,[19] deren man nicht satt
Kann werden, ist der Kuß — wo man ihn nimmt
In meiner Gegenwart, da raubt man mir
Das Essen vor dem Munde.

Nun merkte aber Grabbe an der Inkonsequenz „der mütterlichen Huld“, daß er kein „Sohn des Glücks“ sei und dies ist in Verbindung mit der dadurch bedingten Störung des infantilen Allmachtsgefühls die tiefste Ursache seines Pessimismus. Pessimisten sind Menschen, die schon im Stadium der präödipalen Mutterbindung scheitern, Unglückliche, deren Narzißmus, resp. dessen konsekutive Allmachtsideen den Stoß der Liebesentziehung durch die Mutter bei der Entwöhnung nicht ertragen. Dabei spielt es im Effekt keine Rolle, ob dieser „Liebesentzug“ real durch Versagung oder Verwöhnung in der Saugeperiode zustande kam, das heißt, ob die Liebe, die dem Kind entgegengebracht wurde, zu gering oder die Liebesforderungen des Kindes unmäßige waren. Auf diesen Umstand hat — auf die Entwöhnung bezogen — Abraham mit aller Deutlichkeit hingewiesen und dies ist um so mehr zu unterstreichen, als die Brustentwöhnung ein allgemeines, jedes Kind treffendes Unglück ist.

Auf die Brustentwöhnung muß Grabbe mit maßlosen aggressiven Freßregungen reagiert haben, die der Mutter galten. Von der Unbändigkeit dieses Fressenwollens der Mutter können wir uns annähernd einen Begriff machen, wenn wir die früher zitierten grotesken Äußerungen der Angst Grabbes, ge-

19) Wir wissen leider nichts über Grabbes Einstellung zum Essen. Aus der Tatsache, daß er in einem Briefe die gute lippesche Butter erwähnt und aus dem Refus, das er einem einflußreichen Mann (Rat Blümmer) gab, der ihm einen Posten verschaffen wollte — er schüttelte ihn mit dem Hinweis auf den Eierkuchen, den er gerade verzehrte, ab —, kann man keine Schlüsse ziehen. Heranzuziehen wäre lediglich die von Ziegler erwähnte Tatsache, daß Grabbe den Eindruck eines Menschen machte, der einen widerlichen Geschmack auf der Zunge hatte (schon in Zeiten vor der Tabes) und daß er als Begründung seiner Depressionen „is' sauer“ angab. Man muß sich also diesbezüglich an die zahlreichen Stellen aus Grabbes Dramen halten.

fressen zu werden, die später unter dem Druck des Über-Ichs zustandekam, heranziehen. Dabei ist es bezeichnend, daß sich Grabbe die Gewissensinstanz, das Über-Ich, ebenfalls in Gestalt fressender Tiere vorstellte:

„Ein Palast der Stürme ist
Mein Haupt; wie'n tollgeword'ner Hund
Schlägt mein Gewissen seine Zähne in
Die Tiefen meiner Seele; meine
Gedanken würgen, meine Glieder
Bekriegen sich — (mit höchstem Schmerzgefühl)
Ich bin ein Haufe von zusammen-
Gesperrten Tigern, die einander
Auffressen.... (Herzog Theodor von Gothland".)

Thusnelda nennt in der „Hermannschlacht" das Gewissen „Nachkläffer im Busen".

Zu den Restitutionsversuchen gehört auch die immer wieder wild und trotzig vorgebrachte Abwehr gegen die Knickung der infantilen Allmachtsideen, wie etwa folgende Szene aus „Kaiser Heinrich VI" (V. 1.) beweist:

Konstanze: Sei nun zufrieden.
Kaiser Heinrich: Nimmer — Hätt' ich auch
Die ganze Welt — Schaut nicht der Himmel dort,
So tief und sehnsuchtsvoll, ein blaues Auge
Der Liebe, auf uns nieder, daß die Busen[20])
Hoch klopfen müssen, auch zu ihm zu stürmen,
An ihm zu schlagen ...

Man vergleiche damit den Ausspruch Grabbes (in einem Brief an Kettembeil, als Motto abgedruckt): „Ich bin überzeugt, alles zu können, was ich will." Hierher gehören viele seiner bombastischen Großsprechereien, etwa die Behauptung, in die fünf Akte seines „Kosciuszko" solle alles „was in Wissenschaft, Kunst und Leben bis dato passiert ist", gepreßt werden und „Don Juan und Faust" solle besser werden als Goethes „Faust".

Und weil die stets wache Selbstkritik Grabbes diese Großsprechereien erschwerte, flüchtete er in einen Zustand, in welchem die kritische Gewissensinstanz partiell amoviert war: in den Alkoholrausch.

Immer wieder kommt Grabbe auf die Bedeutung der weiblichen Brust zurück. So etwa, wenn Faust klagt („Don Juan und Faust", I. 2.):

Entriß ich dich dem Schwefelpfuhl,
Daß ich in eines Mädchens Kreis mich bannen,
Daß ich Stecknadeln lösen sollte statt
Der Riegel, womit die Geheimnisse
Des Alls verschlossen sind?

20) In allen Dramen Grabbes wird „Busen" als Brustbezeichnung bei Frau und Mann verwendet. Vielleicht ist auch dies mehr als eine licentia poetica.

Der Ritter (= Mephisto): Es kommt die Stunde,
Wo dir der Donna Anna Busennadel
Weit mehr verschließt, als dir die Welt kann geben.

Ähnliches wird im „Herzog Theodor von Gothland“ gesagt, wo der Vater von Gothlands Frau in der Einöde jammert:

Skiold (bitterlich weinend): Ach,
Mich hungert sehr. (Sinkt auf die Erde.)

Cäcilia (stürzt in die Knie und beugt sich jammernd über ihn): Es ist
Doch grausam, daß ich hier nicht helfen kann!
Hätt' ich nur Milch in dieser Brust,
Doch statt der Milch brennt Fieberglut
In ihren innern, qualdurchzuckten Räumen!
Steh auf, mein Vater, steh auf!

Nun gab es ja für Grabbe einen Weg, seine Größenideen zu sublimieren: in seiner Dichtung. Doch gerade die Tatsache, daß der neurotische Pessimist gar nicht mehr der Erfüllung seiner Wünsche nachjagt, sondern aus Strafbedürfnis und sekundär erotisierter und rückgewendeter Aggression in seiner Technik des „Ins-Unrecht-Setzens“ der Mutter an den winzigen Punkt der Enttäuschung gebannt ist, welche Enttäuschung er aus unbewußtem Wiederholungszwang immer wieder abhaspelt, bedingte, daß sich Grabbe selbst um jede Anerkennung brachte: er zerstritt sich konsequent mit seinen Mäzenen, baute technisch seine Stücke derart auf, daß sie bühnenunfähig waren und die Ablehnung der Umwelt direkt provozierten, forderte die Maßgebenden durch Zynismen und Aggressionen heraus — kurz Grabbe war aus unbewußten Motiven ein genialer Organisator seiner Mißerfolge. Dem widersprechen keineswegs die krampfhaften manchmal mit grotesken Mitteln durchgeführten Versuche, sich literarisch und menschlich zur Geltung zu bringen („Reklamomanie“). Auch da ist es für Grabbes Infantilismus bezeichnend, daß er seine Berüchtigtheit (von Berühmtheit konnte man zu seinen Lebzeiten kaum sprechen), lediglich dazu ausnützte, um prägenitale Tendenzen straffrei auszuleben: etwa wenn er in Gesellschaft „scherzweise“ exhibierte, beim Vorlesen sich auf das Corpus juris setzte, zwei Freunden den Militäreid in Unterhosen und Frack abnahm, Bekannte in die Wange oder Hand biß, mit ihnen Pferd und Reiter spielte usw.[21] Trotzdem hatte Grabbe recht, wenn er einmal von sich sagte, „er sei trotz aller Tollheit ein gesetzter Mann“.

Eine andere Äußerungsform von Grabbes Größenideen bestand in seinem

21) Eine ausgesprochene Schizophrenie lag ebensowenig vor, wie eine progressive Paralyse. Letzteres ist schon deshalb auszuschließen, weil Grabbes Benehmen und Schriften vor und nach der luetischen Infektion keine Änderung erfuhren. Grabbe war lediglich ein schizoider, sehr infantiler Mensch. Ähnliches behauptet Kretschmer.

Verhalten zu einzelnen seiner literarischen Produkte. Es wird von verschiedenen Seiten übereinstimmend berichtet, daß er nicht wenige seiner Werke „zu Fidibus verbrannte" (etwa den „Ranuder" und „Brutus"), mit der Begründung, der „kleine englische Pferdedieb Shakespeare" hätte alles schon viel besser gesagt. Analyseerfahrungen bezeugen, daß es neben einer oralen eine „respiratorische Introjektion" (Fenichel) gibt, und es spricht einiges dafür, daß sie unter dem Druck der prägenitalen Kastrationsangst zustande kommt, die orale Introjektion substituiert,[22] wenn auch Beziehungen zur analen Stufe vorhanden sind. In Grabbes „Napoleon oder die Hundert Tage" gibt es einen interessanten Hinweis. Dort gibt Blücher während der Schlacht einem Freiwilligen seine Pfeife zum Weiterrauchen, „damit er sie in Brand halte" und der Freiwillige sagt dann zu Blücher:

Seit der Zeit, daß ich aus ihrer Pfeife rauchte, ist's mir, als hätt' ich mir an einem Vulkan vollgesogen wie ein unmündiges Kind und ich krepiere vor Schlachtwut.

Die aufdringliche homosexuelle Komponente (der Freiwillige bittet z. B. Blücher um ein „Endchen von der Pfeife zum Andenken") ist, wie Eidelberg an einem Fall von Homosexualität nachwies,[22a] bloß eine Verarbeitung der Suche nach der phallischen Mutter; auch die Ausdrucksweise („vollgesogen, wie ein unmündiges Kind") spricht für die orale, also Mutterbeziehung.

Somit wäre das „Verrauchen" eigener Werke wieder ein aus infantilem Allmachtswahn unternommener Versuch, sich unabhängig zu machen von der enttäuschenden Mutterbrust, und gehört in die gleiche Richtung wie die früher zitierten „Mannaträume".

Ich will noch einige Beispiele aus Grabbes Poesie und Leben anführen, die beweisen, daß der neurotische Pessimist aus unbewußtem Strafbedürfnis bloß die Enttäuschung sucht. Im „Don Juan und Faust" wirbt Faust um die Liebe Donna Annas, die er mit Hilfe des Teufels auf ein Märchenschloß auf den Montblanc[23] entführt hat. Donna Anna liebt aber Don Juan nicht und zeigt sich abgeneigt, Faust droht mit der ihm vom Teufel leihweise verliehenen Allmacht:

Faust: Nur eine Sylbe brauch' ich auszusprechen
Und tot sinkst du zu meinem Fuß! . .

22) Siehe Arbeiten über das Asthma von Oberndorf und Fenichel, die die respiratorische Phase berücksichtigen. In einem Fall von Asthma bronchiale, den ich analysierte, wurde die respiratorische Erotik erst nach Scheitern der oralen Wünsche im Sinne der neurotischen Exazerbation aktiviert.

22a) Bergler-Eidelberg, a. a. O.

23) Wieder ein infantiles sexualsymbolisches Moment: alles geschieht bei Grabbe in Superlativen. Faust entführt Donna Anna auf den höchsten Berg Europas, Kaiser Heinrich stirbt beim Besteigen des Aetna usw.

. . . . Willst du mein sein?
Ich warne dich! — Der Tod, er zuckt schon längst
Auf meinen Lippen, und du weißt, den Lippen
Entfällt gar leicht das Unheil!
Donna Anna (von Faust weggewandt, emporblickend): Du,
Der Tugend gold'ne Blume, winde dich
Um meine Scheitel, laß mich fallen als
Dein Opfer!
Faust: Was ich sagte, sagt' ich, es
Vollführend, weil ich es gesagt! — Bedenk' das —
Mir bebt der Mund. — Nicht die Minute mehr
Seufz' ich um dich, die ich mit einem Wort
Zertrümmern kann. — Nie seufzt' ich, ohne
Daß ich mich rächte! Hassest du mich?
Donna Anna: Ja!
Faust: Stirb!
Donna Anna: Weh mir — ich vergehe! (Sie stirbt.)
Faust (erstarrt): Meine Macht
Ist schneller fast als meine Zunge. — Tot!
Dahin. — Was ist die Welt? — Viel ist — viel war
Sie wert. — Man kann drin lieben! — Und was ist
Die Liebe ohne Gegenstand? — Nichts, nichts.
Das Mädchen, das ich lieb', ist alles, — an
Der Liebe Donna Annas ahn' ich's: —
Armselig ist der Mensch! Nichts Großes, sei's
Religion, sei's Liebe, kommt unmittelbar
Zu ihm. — Er muß 'ne Wetterleiter haben!

Neben der magischen Wortmacht — dem Stigma der Infantilen (Donna Anna stirbt auf ein Machtwort Fausts) — kommt hier wieder die bereits bei den „Mannaträumen" besprochene Abwehr der Mittelsperson — Mutter („Der Mensch muß 'ne Wetterleiter haben") — zum Ausdruck. Vor allem aber muß die Frage aufgeworfen werden, warum der allmächtige Faust Donna Anna nicht zur Liebe zwingt? Der billige Einwand, daß Liebe nicht zur Kompetenz des Teufels gehört, er also die Fähigkeit, Liebe einzuflößen, auch nicht weiterverborgen kann, ist in einem Phantasiedrama nicht zulässig.

Es handelt sich also wieder nur darum, daß der orale neurotische Pessimist an die Enttäuschung gebunden ist und — grob ausgedrückt — bloß dem Fußtritt nachjagt.

Eine ähnliche Szene wie im „Don Juan" berichtet Ziegler von Grabbe. In einer Gesellschaft von Volltrunkenen zog Grabbe seine „Hermannschlacht" hervor, begann vorzulesen und war zutiefst erschüttert, daß die Zechkumpane vom „dummen Zeug" nichts hören wollten. Grabbe — so berichtete ein Zimmernachbar — weinte in seiner Stube und wollte sich erschießen.

In die gleiche Gruppe gehört Grabbes Ehemisere. Er heiratete ein um zehn Jahre älteres Mannweib, das vermögend und habgierig war. Eine der konsequentesten Handlungen Grabbes in der Ehe bestand im geschickten Untergraben seiner Staatsanstellung — Grabbe war Militärauditor — durch heillose Mißwirtschaft in seinen Amtsgeschäften. Er verstand es — trotzdem er genau wußte, wessen er sich zu versehen hatte, wenn er von seiner geizigen Frau materiell abhängig sein werde — sich „irrtümlicherweise" vorzeitig ohne Pension aus dem Amte drängen zu lassen. Dies führte zum erbitterten Kampfe seiner Frau um Aufhebung der Gütergemeinschaft, zur Flucht Grabbes nach Frankfurt und Düsseldorf, zu seiner beschämenden Rückkehr nach Detmold und zur polizeilich erzwungenen Wiederaufnahme des Schwerkranken im Hause seiner Frau. Der unbewußte Sinn dieser ganzen Aktionen bestand im Ins-Unrecht-Setzen der Frau (= Mutter) und dem masochistischen Jagen nach der Enttäuschung. Dabei war es keineswegs so, daß Grabbe lediglich das unschuldige Opfer seiner Frau war.[24] Er reizte sie in geschickter Weise, verhöhnte sie, als sie um ihr Geld besorgt war und von „ihrem Recht" sprach, und trällerte:

Jawohl, das fas! 's ist eigentlich ein nefas.
Ich kenne nur ein Faß: Gib mir das Heidelberger Faß,
Gefüllt mit edlem Naß, das ist mein Fas!
Gäbst du mir das, — so hätt' ich was . . . . . .
Das Recht ist ein Geschäft, von Schurken erdacht,
Von Klugen gemieden, gescheut, verlacht,
Vom Klügsten Gelder damit gemacht.

Für die Frau Grabbes — die den unbewußten Zusammenhang nicht verstehen konnte — war Grabbe ein impotenter,[25] sie ausplündernder Taugenichts.

Endlich sei auf die infantile Auffassung des Zeitgefühls bei Grabbe verwiesen. Kaum, daß ein Gedanke ausgesprochen wird, ist er schon erfüllt. Diese irreale Promptheit ist auf die kindlichen Allmachtsideen reduzierbar. Einige Beispiele: Im „Gothland" läßt der Held 5000 Gefangene niedermetzeln.

24) Damit soll keine Ehrenrettung der Frau Grabbes versucht werden. Sie war eine herzlose, böse Frau, die Grabbe noch auf dem Sterbebette quälte, beschimpfte und ihm mit Advokaten kam. Als Grabbe starb, rief sie: „Topp, das ist gut, daß der Unhold tot ist. Nun kommen Sie, nun wollen wir einen guten Kaffee machen." Die Bestialität dieser Frau ging so weit, daß sie Grabbes Mutter von seinem Sterbebette fernhalten wollte. — Auch aus anderen unbewußten Gründen war diese Ehe zum Scheitern verurteilt: es spielte bei Grabbe das Schuldgefühl wegen seines Vaters mit: Luise Klostermeyer (die spätere Frau Grabbes) war die Tochter des Vorgesetzten des alten Grabbe. Grabbe wurde mit seiner Bewerbung wiederholt abgewiesen und erst der Tod seines Vaters „ermöglichte" die Heirat.

25) Grabbe war in den letzten Ehejahren impotent — eine Folge der Tabes. Das ist aus vielen Bemerkungen mit Sicherheit zu schließen. Zum gleichen Schluß kommen einige seiner Biographen.

Acht Zeilen nach jener, in der Gothland den Befehl gab, meldet Arboga: „Die Kriegsgefangenen sind tot..." In „Kaiser Heinrich VI." läßt Heinrich der Löwe am Domportal der zerstörten Stadt Bardewick die Worte einmeißeln: „Vestigia leonis." Diesen Auftrag vollführt Graf Borgholt „nach dem Diktat" Heinrichs und das Einmeißeln geht so rasch vonstatten, wie etwa das Schreiben. Im gleichen Drama wird Caleb als Bote zum Kaiser gesandt. Der Weg hin und zurück dauert die Zeitspanne von 12 Verszeilen! In „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" geht's noch blitzschneller: der Weg vom Schloß ins Dorf, vom Dorf zum Schloß wird vom Bedienten und dem Schmied in der Zeit dreier Prosazeilen zurückgelegt. — Diese Beispiele ließen sich vermehren. Bezeichnend ist, daß Grabbes Gothland ein Bekenntnis zur Allmacht und Allgegenwart der Zeit ablegt:

„Ich glaube
Die Allmacht und Allgegenwart der Zeit!
Die Zeit erschafft, vollendet und zerstört
Die Welt und alles, was darin ist:
Doch einen Gott, der höher als die Zeit
Steht, glaub' ich nicht..."

Auch die Zeit hat also für Grabbe zerstörend-fressende Bedeutung.[26]

VII. Grabbes prägenitale Sexualität

Die bisherige Schilderung handelte von Grabbes Oralität und ihren Folgen für Charakter und Sucht. Die weiteren Entwicklungsstufen, die normalerweise in die Genitalität münden, hat Grabbe nur andeutungsweise erreicht, resp. ist recht bald zum Prägenitalen regrediert.

In seiner Studentenzeit — Grabbe studierte in Leipzig und Berlin — war er Stammgast in Bordellen, wie er denn überhaupt über die Gleichsetzung der Frau als Sexualwesen mit der Dirne innerlich niemals hinauskam, was auf das bekannte, von Freud beschriebene Ressentiment gegen die entwertete Mutter schließen läßt. Die typische Frauenverachtung dieses Typus ist bei Grabbe unverkennbar:

Berdoa: Die Liebe
Ist Wollust; wer verliebt ist, der ist geil,
Ist Geck, ist schwach, ist geil,
Ist Geck, ist schwach, ist Narr.
Gustav: ....mein Leben würf ich weg
Für einen Kuß auf ihre Lippen.
Berdoa: Wenn sie nun aber aus dem Halse stänke?
Gustav: Wie, Neger?

26) Hárnik und Winterstein haben auf den Zusammenhang zwischen Kronos und Chronos aufmerksam gemacht. Verfasser bereitet eine Arbeit über die Entwicklung des Zeitgefühls vor.

Berdoa: O du Geck der Gecken, Narr
Der Narren! Deine Göttin ist ein Mensch
Wie du! Hat sie auf ihrem Kopf viel Haare,
Was du so rühmst, so hat sie sicher auch
Viel Ungeziefer drauf, und ihre Nas'
Ist schleimig wie die Nase andrer Leute!
Sie trinkt und ißt so gut wie du,
Und so wie du gibt sie's auch wieder von sich.
Gustav: Schäme dich!
Berdoa: Lüg' ich denn? — Schäme du dich, weil
Du ohn' Erröten eingestanden, daß
Du liebest.
Gustav: Mich der Liebe schämen, die
Das Höchste auf der Erde ist?
Berdoa: Das Höchste?
Aufs Kindermachen läuft's hinaus! — Was liebt
Ihr denn am Weib? Etwa den Geist?
An einer Gans? Ich glaub' es kaum; und wär'
Es wahr — weshalb liebt ihr denn nie 'nen Mann?
Ihr liebt das Fleisch! Sieht's Fleisch nur hübsch, so denkt
Ihr euch die Seele schon hinzu! — Doch das
Empört mich nicht; allein wenn ihr den Trieb,
Den ihr mit Kröte, Katz' und Hund gemein habt,
Zu einer Tugend macht und göttlich nennt,
Pfui, das ist unerträglich........
Ein Schritt nur ist's, der von der Liebe zu
Der Unzucht führt.
(„Herzog Theodor von Gothland")

Die analytische Erfahrung beweist, daß Frauenverächter meist Neurotiker sind, deren Libido vielfach prägenital fixiert ist. Beweisend ist bei Grabbe folgende Stelle aus „Herzog Theodor von Gothland", die in knappster, konzentriertester Form ein Bekenntnis zum Prägenitalen darstellt, wie es meines Wissens einzig in der Weltliteratur dasteht:

Berdoa: Wie geht
Es deinem hübschen Nachtgeschirre?
Irnak: Nacht-
Geschirre?
Berdoa: Nun, ich mein' das wohlgebaute,
Breithüft'ge Christenmädchen, welches du
Vergangnes Jahr im Schwedenkrieg
Erbeutet hast....
Irnak: Ho!
Da habt Ihr recht, sie ist ein Nachttopf!
Sie sitzt in meinem Zelte; wenn
Ihr pissen wollt, so steht sie Euch zu Diensten.
Berdoa: Was treibt sie denn?

Irnak: Sie melkt die Männer.
Berdoa: Sie war damals recht üppig schon; ist sie
Es noch?
Irnak: Wo sie vorbeigeht, springen
Die Hosenknöpfe los.
Berdoa: Wenn sie nur fett ist.
Irnak: Ihr solltet ihren weißen, blühenden Nacken,
Auf dem sie doch so häufig liegen muß,
Und ihre vollen Arme sehen, auch ihr —
Berdoa: Hat sie 'ne tüchtige —?
Irnak: Man kann darin
Die Stiefeln ausziehn......
Berdoa: Laß das nur sein, sie hat 'nen hübschen Arsch!
Wie prachtvoll wölbt er sich!
Gustav: Fürwahr, da hast
Du Recht. Ihr Steiß ist delikat, ist göttlich.
Berdoa: Sollt er nicht auch unsterblich sein?

Zu diesem Sammelsurium oraler („Sie melkt die Männer“, Penis = Brust), analer („unsterblicher Arsch“, „Nachtgeschirr“), urethraler („Wenn Ihr pissen wollt“, Pissen = Koitieren), Voyeur-, exhibitionistischer und koprophemer Tendenzen paßt recht gut, daß Grabbes Liebesvorstellung mit sadistischen Elementen geradezu durchsetzt ist. So sagt etwa Don Juan über seine Liebe zu Donna Anna:

„— — wie göttlich, über solch
Ein Weib zu triumphieren.“

Ein anderer Ausspruch Don Juans lautet: „Ehedem führte man zum Altar Kälber und Schafe, um sie zu schlachten, jetzt die Mädchen, um sie zu heiraten. Nichts Neues unter der Sonne.“

Und Faust spricht Donna Anna an:

O, Abgottschlange!
So schön geschmückt, als grausam und zerreißend.

Donna Anna: Der Schreckliche! O rette, Gott! Sein Geist
Schnaubt nach der Liebe, wie nach Blut der Tiger.

Die Einleitung der Hochzeitsnacht in „Nanette und Marie“ wird mit ausgesprochen sadistischen Motiven geschildert:

Leonardo: Doch schau! Schon sinkt die Sonne!
Nanette: Freut dich das?
Leonardo: Warum nicht? Geht mir dafür doch
Die Doppelsonne deines Busens auf!
Das wird 'ne helle Nacht!
Nanette: Weh' mir, der Wilde!
Ich kann mich nicht wehren —
Ich kann nur weinend fleh'n: verschone mich!

Leonardo: Was bist du bang? Es ist nicht mit den Mädchen
Wie mit den Schmetterlingen, welche beim
Erhaschen abfärben!

Nanette: Törin, die ich war!
Ich selbst gab mich ihm hin! Nun ist's, als ging'
Ich in den Tod! — Mich friert, mich friert!

Leonardo: Man merkt,
Wie viel du zu verlieren hast.

Auch in Grabbes realem Liebesleben spielen diese prägenitalen Wünsche eine dominierende Rolle. Grabbe war als Erwachsener bloß einmal in ein sozial tief unter ihm stehendes Mädchen verliebt (Henriette Meyer), das bei einem Krämer, dessen Verwandte sie war, die Kinder beaufsichtigte.

„... und wenn nun zufällig das kleine Kind in harmloser Unschuld sich das Röckchen über den Kopf zusammenzog, da übergoß die Scham ihr ganzes Gesicht mit einem so schönen Rot und sie wehrte der Kleinen so besorgt und so bürgerlich sittlich, daß man fast gerührt davon werden möchte." (Ziegler.)

Dieses Sich-Schämen-Können („in kaiserlich Gewand, in Purpur hüllt sie deine Wange" sagt Don Juan zu Donna Anna), das Grabbe durch zynische Gespräche immer wieder provozierte und genoß, scheint den Hauptreiz[26a] Henriettes für den verliebten Grabbe gebildet zu haben. Als ihm Henriette den Laufpaß gab, da sie sein zynisches, ambivalentes Verhalten nicht vertrug, war Grabbe tief unglücklich.

Bisher wurde hier nur von oralen, oral-sadistischen, analen, urethralen, Voyeur-, exhibitionistischen und koprophemen Tendenzen bei unserem Dichter gesprochen und des Ödipuskomplexes keine Erwähnung getan. Natürlich hat Grabbe einen Ödipuskomplex entwickelt, natürlich waren seine prägenitalen Ängste (vor allem die Angst vor dem Gefressenwerden) mit dem Kastrationskomplex liiert, natürlich bezogen sich seine Onanieängste auf das Genitale. Doch ist, wie immer bei den „Prägenitalen", das Genitale vorwiegend Exekutivorgan prägenitaler Wünsche und der genitale Ödipuskomplex fällt speziell bei den Oralen „blasser" aus, da die nicht gelöste präödipale Mutterbindung das Feld beherrscht.[27]

26a) Wahrscheinlich liegen noch andere unbewußte Motive vor: etwa Identifizierung mit dem Kind, das Henriette mit Güte beaufsichtigte, ferner die niedere Herkunft (man denke an Grabbes Mutter). Zutiefst liebte Grabbe in Henriette sich selbst, bzw. einen Teil seiner kindlichen Persönlichkeit.

27) Näheres bei E. Bergler-L. Eidelberg, a. a. O. — Grabbes grimmig-witzige Verhöhnungen der Autorität gehen zum Teil auf die nicht gelöste Ödipussituation zurück. Besonders bezeichnend ist eine Szene aus „Gothland": „Ich kann Euch Erdenkön'ge nur bedauern, Ihr sollt der Götter Rolle spielen und seid Menschen." Ferner ein zweiter Ausspruch Gothlands: „Wenn nicht einmal ein Königsohn oder ein König glücklich ist, ja dann gibt es kein Glück auf Erden." Man beachte endlich die Behauptung Grabbes, „das Große besteht meist aus ein paar Kniffen" und die berserkerische Ironie im „Hannibal" — der Siegesbote

Durch eine Bemerkung Zieglers sind wir über die Onanieängste Grabbes informiert.

„Wenn nun auch hiernach Geburtsort, Haus und Familie Grabbes als keine dämonischen Mächte an seiner Wiege gestanden haben, so mag es nichtsdestoweniger sein, daß eine andere unheimliche Macht schon in seine früheste Jugend eingegriffen hat und wir eben deshalb etwas Gespenstisches wie Samiels roten Mantel im Hintergrunde seines Lebens auf- und abwandeln sehen. Nur können wir uns hierüber nicht näher aussprechen.“ (S. 12.)

Einige andere Biographen haben die Onaniefolgen maßlos übertrieben (Nieten, P. Friedrich, Hillekamps) und Grabbes Unglück vielfach darauf zurückgeführt. Vor allem hat Hillekamps in düsteren Folgen der Onanie Grabbes exzelliert:

„Mehr noch als Vererbung mag aber ein Laster zur Stärkung dieser Minderwertigkeitsgefühle beigetragen haben: — das furchtbare Jugendlaster der Onanie. Wir wissen darüber nichts bestimmtes, aber eine Bemerkung Zieglers ist so deutlich, daß sie uns, namentlich des angehängten diskreten Schlußsatzes wegen, alles vermuten läßt. Auch Paul Friedrich berührt in seinem Nachwort zu den Werken diesen Punkt, sowie Nieten. Sicher ist, daß dieses Laster sowohl Grabbes Haltlosigkeit den Erscheinungen der Welt gegenüber, wie auch, selbst aus einer Willensschwäche entspringend, nun seinerseits den ohnehin schon schwachen Willen immer noch mehr zermürbt und widerstandslos gemacht hat. Es wirkte erkältend auf seine seelischen Kräfte und lähmte sein Erlebnisvermögen. Vgl. dazu Nieten (Biographie, S. 421): ‚Diese Selbstzerstörung raubte Grabbe nicht nur die Möglichkeit, ein glücklicher Mensch zu werden, worüber er später die bitterste Reue um das Unwiderbringliche empfand (vgl. Don Juan und Faust); sie bedeutet auch viel für die äußere Art und Erscheinung seiner Poesie, in der sich das Unfruchtbare einer zerstörten Natur, die einsame Abgeschlossenheit, die bizarre Kälte, das geringe Erleben ausdrückt.‘ Bei der Würdigung von Grabbes Verhältnis zur Frau, die ihm im Grunde nur Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse war, wird diese krankhafte Folge seines verheerenden Jugendlasters besonders zu erwähnen sein.“ (S. 20/21.)

Alle diese Schlußfolgerungen sind nach Ergebnissen der Psychoanalyse, soweit eine direkte Onanieschädigung angenommen wird, nicht stichhaltig, es sei denn, man rechnet die ungenügende Aggressionsabfuhr (Nunberg, Jekels und Bergler) bei der Onanie zu den direkten Schädigungen. Dagegen haben die Schuldgefühle, die sich als Reaktion auf die unbewußt die Onanie begleitenden Phantasien einstellten, bei Grabbe unleugbar eine Rolle gespielt, um so mehr, als er seine luetische Infektion, seine ständigen Krankheiten und endlich seine vielen Tabessymptome (vor allem die Impotenz) wahrscheinlich auf die Onanie zurückgeführt hat. Auch dürfte Grabbe ein Zwangsonanist gewesen sein.

Von hier aus gewinnen wir einen Zugang zu Grabbes Stellung zum Schuldgefühl. Er erklärt es zwar als etwas „Überflüssiges“, macht sich hohnlachend

von Cannae wird in Karthago zurechtgewiesen: „Schrei nicht so!“ und ähnliche Stellen mehr. — Grabbes Ödipuskomplex war aber prägenital stark unterbaut und viele Aggressionen dieser Phase scheinen ursprünglich der phallischen Mutter gegolten zu haben.

darüber lustig und läßt Gothlands Sohn schwören, daß er nie Reue fühlen will („So schwör', daß du nicht Reue fühlen willst", IV. 1.). Auch Sulla, Grabbes Idealgestalt, hat Gewissensbisse. So sagt Grabbe im unvollendeten Sulla-Szenarium:

„Sulla selbst tritt auf. Er übersieht den weiten Aschenhaufen, aus eingestürzten Häusern und verbrannten Menschen bestehend. Momentan fällt ihm der Gedanke ein, daß es möglich sein könnte, über diese Verwüstung einstmals Reue zu fühlen, er bricht in den alle Umstehenden erschütternden Naturschrei aus: ‚Entsetzlich! Schrecklich! Ungeheuer!' — Doch schnell ist Sulla beruhigt und belächelt seinen menschlichen Ausruf, dessen Natur er richtig beurteilt..." An einer anderen Stelle heißt es von Sulla: „Ernstliche Gewissensbisse braucht er nicht zu fürchten, dazu ist er in sich selbst zu abgerundet."

In die gleiche Kerbe schlagen Aussprüche, die das Unwiederbringliche betrauern und die Bestrafung akzeptieren. Etwa ein Ausspruch Fausts:

Verwünscht, der Mensch erkennt nur dann,
Wann er's bereits getan hat, das, was er
Getan, und Teufelshände
Sind öfters unsichtbar im Spiel.....
Aus Nichts schafft Gott, wir schaffen aus
Ruinen. Erst zu Stücken müssen wir
Uns schlagen, eh' wir wissen, was wir sind
Und was wir können! — Schrecklich' Los!

Ähnliches bedeutet es, wenn Grabbe sagt: „Der Mensch trägt Adler in dem Haupt, und steckt mit seinen Füßen in dem Kot." Den gleichen Gedanken spricht der Ritter — Mephisto — in „Don Juan und Faust" aus:

Die Pflanze, die vom Boden sich empor
Will schwingen, muß mit Kot gedüngt erst sein,
Bevor sie frei kann wurzeln und aufschießen.
Der Kot — ihr nennt ihn Leidenschaft, sei's Geiz,
Sei's Ruhm, sei's Aberglaube, sei es Liebe.

Anderseits sind wilde Anklagen gegen das Schicksal[29] bei Grabbe zu konstatieren. Dies führt zum Problem seines dichterischen Schaffens.

29) Grabbe war zutiefst ein sentimentaler Mensch und seine Zynismen sind vielfach nach dem Typus der „sentimental-pathetischen Zynismen" aufgebaut: „Es sind dies Pathetiker, die über die Ungerechtigkeiten der besten aller Welten empört sind, Sentimentale, die sich ihres inneren Gefühls schämen und es umgemünzt in Form des Zynismus — als Distanzierungsmittel — vorbringen. Dieser Zynismus trägt aber das Zeichen *‚made in sentiments'* in seiner ganzen Art: er ist dem Weinen näher als dem Lachen." Näheres in der Arbeit „Zur Psychologie des Zynikers" a. a. O. — Ziegler berichtet (S. 75), Grabbe habe eine „sonderbare Abneigung gegen alles gehabt, was nach Sentimentalität aussah, wobei man aus der oftmaligen Äußerung: ‚Um Gotteswillen, nur nicht sentimental, nur nicht süß!' mit Sicherheit annehmen konnte, daß tief im Grunde sein Gemüt sehr zart und weich beschaffen war". — Wie bei allen Zynismen handelt es sich um ein Ausleben der unbewußten Aggression um den Preis der Beschwichtigung des Über-Ichs durch einen spezifischen Ich-Vorgang, den „zynischen Mechanismus". Wie groß Grabbes Aggression war, beweisen die berüchtigten Grabbeismen.

VIII. Der Einfluß der Prägenitalität Grabbes auf sein dichterisches Schaffen

Grabbes unbewußte Angst war die des Gefressenwerdens vom Weibe, eine Angst, die, wie früher ausgeführt, die Schuldgefühlsreaktion auf eigene (ursprünglich auf die Mutter bezogene) oral-aggressive Tendenzen darstellte. Grabbes ganze Dichtung ist für ihn ein Beweis, daß die Frau ungefährlich, dumm, bedeutungslos ist, dient also vorerst der unbewußten Selbstberuhigung, wobei es wohl überflüssig ist zu betonen, daß der ganze hier zu schildernde Vorgang Grabbe nicht bewußt war. Deshalb sind Grabbes Helden grausam, hinterlistig, blutgierig und vor allem — Männer. Einerseits färbt also die grausame Frau, gegen die Grabbe sich wehrt, auf seine Helden ab, in einer anderen Schicht identifiziert sich Grabbe selbst mit ihnen. Es ist, als würde jemand aus Angst vor einer Maffia selbst Mitglied dieser Maffia. Anderseits genügt dieser indirekte Beweis der Ungefährlichkeit der Frau nicht, es folgt ein zweiter: die Helden selbst sind keine Helden, Grabbe zeigt deren „Brüchigkeit“ auf. Ich habe den Eindruck, als könnte man Grabbes unbewußte Argumentation wie folgt präzisieren: Erstens kann mir die Frau nichts antun, weil sie bedeutungslos und schwach ist, zweitens sind nur Männer grausam und gefährlich und drittens sind auch diese Männer letzten Endes doch nicht gefährlich, da sie innerlich schwach sind,[30] ich kann also sicher sein. Die „Wiederkehr des Verdrängten“ bedingt aber, daß Grabbes dichterische Frauengestalten nur dann pulsierendes Leben fühlen lassen, wenn sie — Mannweiber sind. Die Herzogin von Angoulême („Der einzige bourbonische Sprößling, der verdiente, Hosen zu tragen“, sagte Napoleon), die Baronin im „Aschenbrödel“ und Thusnelda in der ‚Hermannschlacht“ atmen wirkliches Leben, alle andern, übrigens recht seltenen Frauengestalten Grabbes („Man ist zu sehr unter Männern“ warf ihm schon Ziegler vor) sind blutleer. An einer Stelle kommt Grabbe das beinahe zum Bewußtsein:

Ingomar: Deine Frau ist kein Weib.
Hermann: Alle Wetter, was denn?
Ingomar: Kann's nicht recht sagen. Doch gegen ihre Stirn tauscht' ich nicht die Sonne, nicht den Blitz gegen ihr Lächeln, und ihren Mut und Verstand betreffend ...

(„Die Hermannsschlacht“, erster Tag.)

Das, was die Biographen Grabbes „Nihilismus“ und „Dämonologie“ nennen, ist ein verzweifeltes unbewußtes Ringen mit der Frage: Welchen Sinn hat eine Welt, in der das Kind von der Mutter nicht geliebt wird, ja von ihr gefressen werden kann? Begreiflicherweise kommt Grabbe diese Frage bloß auf dem Umweg einer „Verschiebung“ zum Bewußtsein. Grabbes Antwort lautet:

30) Gewiß kompliziert sich der Vorgang durch die aus dem Ödipuskomplex stammende Aggression gegen den Helden = Vater.

Diese Welt hat keinen Sinn. Bei einem innerlich so aggressiven[31] Menschen, wie Grabbe, löst diese Erkenntnis nicht Resignation, sondern titanenhafte Anklage aus. Schon im „Gothland" des zwanzigjährigen Grabbe heißt es:

(Donnerschläge.) Horcht! Horcht!
Das sind die Fußtritte des Schicksals! — Oh,
Jetzt erst, jetzt erst begreif ich euch,
Ihr himmelstürmenden Giganten! —
Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück, an-
Einander kettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit und schleppt, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefangenen mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!
Die Himmelsbogen sind gekrümmte Würmer,
Und krampfhaft ringeln sie
Sich unter seinen Füßen!
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf es geht! — Oh, immer, immer mehr
Begreif ich euch, Giganten!
Was ist natürlicher als Himmelssturm? —
Oh, der Glaube an
Ein Schicksal ist nicht furchtbar — hold und tröstlich
Ist dieser Kinderglaube aus der Zeit
Der Griechen, welche noch nichts Schlimmes ahnten! Das
Geschick ist grausam und entsetzlich,
Doch planvoll, tückisch, listig ist es nicht!
Allmächt'ge Bosheit also ist es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört!
... weil es verderben soll,
Ist das Erschaffene erschaffen!
Deshalb ist unsres Leibes kleinster Schmerz,
Empfänglich für den ungeheu'rsten Schmerz,
Deshalb sind unsre Glieder so gebrechlich,
Deshalb sind wir so fasernackt geboren!
Daß die Verführung sicher uns
Beliste, wurden wir

31) Grabbes überstarke Aggression verführt noch den Schwerkranken zum Ausspruch: „Gäb's nur Krieg, gesund wär ich. Doch nun muß ich ihn machen in Tragödien." Prinz Heinrich sagt in „Kaiser Friedrich Barbarossa" (I. 2): „Der Kampf auch, ob wir siegen oder fallen, ist Lust!"

Mit Dummheit reichlich ausgestattet, und
Unsterblich sind wir für — die Höllenstrafen.
— Weil es verderben soll, ist das Erschaffene
Erschaffen! Wie ein ries'ges Henkerrad
Kreist dort der sogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond
Und Sterne sind
Wie arme Delinquenten draufgeflochten, und
Mit ausgesparten Gnadenstößen
Zerrädert und zermalmt er sie!
Pfui, pfui! wie ekelt mich die Schöpfung an!
Der Jahreszeiten wechselnde
Erscheinungen, die immer wiederkehrenden
Verwandlungen an dem
Gestirnten Firmament — was sind sie anders als
Ein ew'ges Fratzenschneiden der Natur?
— Zwar habe ich gemordet,
Doch Morden ist
So schlimm nun grade nicht!
Vom Morden lebt ja alles Leben, wenn
Du atmest, mordest du! — Ein Ding, das nichts
Ist, einen Menschen machte ich zu etwas, sei's
Auch nur zu Mist! Bei einem Vieh
Bedenk ich mich, eh' ich das Messer zücke!
(Sein Dasein hat 'nen Zweck — es wird
Gegessen.) Doch bei einem Menschen
Bedenke ich mich nicht; sein Leben
Nützt weder anderen, noch ihm...
Vor wem sollt' ich erröten?
Ei, mordet jene schwärende, gift-
Geschwollne, aufgebrochne, eiternde
Pestbeule, die ihr Sonne nennt und als
Das Ebenbild der Gottheit ehrt, nicht auch?
Wie an der Amme Brust das Kind, so liegt
An ihr das durst'ge All — und boshaft tränkt
Sie es mit ihrer fieberheißen Milch;
Daß sie zum Mord aufgären mögen, tropft
Sie Feu'r in unsre Adern,
Und zärtlich, wie 'ne Mutter brütet sie
Die lieben Krokodile aus den Eiern!
Ha, Sonne! Könnt'
Ich dich einmal bei deinem Strahlenhaare packen —
Am Felsen wollt ich dein Gehirn zerschmettern
Und dich, was Schmerz heißt, fühlen lassen.

In späteren Werken wird immer wieder dieses Thema mit großer dichterischer Genialität abgewandelt, eine Orgie des Pessimismus und der Weltverneinung:

„Ist nicht jedes seiner Stücke" — fragt Hillekamp — „gleichsam Illustration des Wortes: Wie klein ist der Mensch? Was bleibt vom mächtigen Gothland nach gewaltig rauschhaftem Dasein als die Erkenntnis, daß es nicht lohne, zu leben? Denn nur:

Weil es verderben soll,
Ist das Erschaffene erschaffen." (III, 1.)

„Faust gelangt weder an sein Ziel der Erkenntnis noch zur Beschränkung auf das Irdische durch die Liebe, und Don Juan versinkt mit einem „Nein" auf den Lippen. Auch die Idee der „Hohenstaufen" liegt ähnlich, obschon es zunächst anders scheinen mag. Zunächst Barbarossa: Hier liegt der Schwerpunkt des Dramas im Kampf der Welfen und Waiblinger, des Löwen und Barbarossas. Der Staufer siegt in diesem Kampf, aber es ist nur ein äußerlicher Sieg, denn in Wirklichkeit hat er mit seinem Sieg auch die innere Einheit Deutschlands getroffen und den Grund für die unselige Zukunft des Landes gelegt. Er triumphiert, aber seine Glorie ist Lüge. Wenn er stolz von sich sagt: „Mein Erdgeschäft ist aus" — so sagt er damit zugleich, daß er seinem Ideal, der Herrschaft über Italien, Deutschlands beste Kraft geopfert hat —, damit wird das selbstbewußte Wort fast zu einer Ironie. Er ist ein großer Mann, aber er hat den Keim zum Untergang seines Geschlechts und seiner Macht selbst gelegt: Tragische Ironie des Schicksals — die der pessimistische Dichter hier erspürt. Dieser Nihilismus wirkt sich noch stärker in „Heinrich VI." aus. Das Ziel dieses Menschen ist ungeheuer groß:

Ich, Kaiser, —
Die Kaiserkrone erblich, — Deutschland, Neapel
Unter meinem Fuß, — der Papst
Zu meinem Bischof erniedrigt, — wert
Ist das zahlloser Leichen.

Ja, dieser Zweck erscheint ihm „groß genug, die Welt aufzuopfern" (I. 2.). Und was erreicht er? Seine Lebenskraft wird in der Blüte vernichtet, alles Errungene zerfällt wieder, sein Thronerbe ist ein schwaches Kind, und an seiner Stelle nimmt der Papst, des Kaisers schlimmster Feind, die Regierung an sich. Grabbe entläßt uns hier, fühlbarer noch als sonst, mit dem Bewußtsein: Der Mensch beginne, was er will, es ist nichtig vor dem unerforschlichen Es, dem Schicksal, das ihm alles aus der Hand reißen kann, wenn es ihm paßt. Heinrich geht unter, aber der Hirte überlebt ihn. Die Großen verschwinden wie Meteore, aber die Kleinen, die Masse, das Volk überdauern sie. Auch Napoleon: Er vergeht nach dem Traum der Hundert Tage („Wir haben hundert Tage groß geträumt"), aber „statt eines großen Tyrannen kommen lauter kleine und statt der goldenen Zeit wird eine sehr irdene, zerbröckliche kommen" (V. 7.). — Auch hier hat das Kleine, Zähe, Beharrliche, die Masse, die Quantität, gesiegt. Und voll bitterer Ironie läßt Grabbe den kleinen

Schwätzer Prusias über den großen Hannibal triumphieren, seine Leiche mit dem roten Königsmantel decken: „Grad' so machte es Alexander mit Dareios.“ (Aus Hillekamps „Grabbe“.)

Grabbes Oralität hat noch eine andere Wirkung auf die Gestaltung seiner Dramen:[32] Immer wieder geht der Held an einer von außen kommenden Versagung zugrunde: Hannibal und Varus z. B. bekommen keine Hilfstruppen, Napoleon ist ein Opfer der Dummheit Grouchys („Grouchy hat viel daran verdorben — daß das Schicksal des großen Frankreichs von der Dummheit, Nachlässigkeit oder Schlechtigkeit eines einzigen Elenden abhängen kann“ — „Napoleon“, V. 5.), Heinrich VI. fällt dem blinden Zufall zum Opfer. Es wird also — eine im Drama unmögliche Prämisse — die Bösartigkeit der Umwelt an Stelle des inneren Konflikts gesetzt. Dies ist einigen Kritikern Grabbes aufgefallen.[32a]

Was aber die Kritiker Grabbe bloß als dramatischen Fehler vorhalten, kann nun auf Grund der früher vorgebrachten Annahmen erklärt werden: da Grabbes dramatische Produktion der Abreagierung des Traumas der Brustentziehung dient, muß der Schuldige die versagende Außenwelt, d. h. die erste Repräsentanz derselben, die Mutter sein!

IX. Das „Positive“ in Grabbes Weltbild: Freundschaft und Heimat

Grabbes Biographen unterteilen vielfach in primitiver Weise seine Eigenschaften fein säuberlich in „positive“ und „negative“ und kommen betrübt zum Resultat, daß die zerstörenden (in ihrer Sprache: die negativen) Tendenzen die Oberhand hatten. Diese Schwarzweißmalerei sei erwähnt, weil sie die ganze Hilf- und Sinnlosigkeit einer nicht analytisch fundierten Biographik aufzeigt.

Nun hat — in der Terminologie der Biographen — Grabbes Weltbild doch zwei Lichtseiten: seine Anerkennung der Freundschaft und das Lob der Heimat. Wie steht es damit?

Die Liebe welkt dahin;
Sie ist auf Irdisches gegründet,

32) Es sei hervorgehoben, daß die hier vorgebrachten psychoanalytischen Deutungen der Triebtendenzen und ihre Wirkungen auf Grabbes Dramatik die Frage der spezifischen Begabung Grabbes unberührt lassen, da es sich dabei nach Freud um ein konstitutionelles, psychologisch nicht weiter determinierbares Etwas handelt.

32a) Ploch: Grabbes Helden gehen nicht an sich selber, an ihren sie zum tragischen Untergang prädestinierenden Charaktereigenschaften, sondern immer nur an äußeren Verhältnissen, Intriguen und puren Zufällen zugrunde.

Zaunert: ... der Dichter Grabbe ringt sich fast nie zu einer wirklichen tragischen Idee durch, er hat nie den Schuldbegriff in seiner ganzen Tiefe erlebt; immer wieder werden äußere Ursachen herbeigeholt, um den Fall des Helden zu erklären.

Gemeines ist's, wofür sie flammt;
Nur Freundschaft, die die Geister bindet,
Ist ewig wie der Geist, aus dem sie stammt;
Drum strahlt hoch auf des Himmels mächt'gem Feld
Der Freundschaft Bild und leuchtet durch die Welt.
— — — Doch wer am Busen seines Bruders liegt,
Der fand die heil'ge Stätte auf, an der
Er sicher ruhet im Gewühl des Lebens. („Gothland".)

Es wurde früher betont, daß Grabbes Beziehung zum Mann stark homosexuell gefärbt war: man denke an den Potus in Männergesellschaft. Diese sublimierte Homosexualität war zugleich ein Stützpunkt gegen die „fressende" Frau, auch ein Beweis, daß sie ungefährlich ist. Die jahrelangen Bordellbesuche Grabbes in Männergesellschaft sind nicht nur von der homosexuellen Seite aus zu erklären, die Männergesellschaft war zugleich Schutzgarde und Beweis, daß die Dirne — da so viele Männer mit ihr verkehrten — ungefährlich sei.

Ebenso ist Grabbes Lob der Heimat aus der Mutterbeziehung determinierbar. Die Biographen zitieren bei dieser Gelegenheit einige Lobverse der Vaterlandsliebe in „Don Juan und Faust" und führen als entscheidenden Beweis das Nationaldrama „Die Hermannschlacht" an. Vorerst: der gleiche Don Juan sagt höhnisch:

Den gewinn' ich noch
Mit patriotschen Phrasen, um so eher,
Als ich sie ernstlich meine!

Die analytische Erfahrung, daß Vaterland fürs Unbewußte die Valenz Mutter[33] besitzt, kann bei Grabbe mit vielen Stellen seiner Werke belegt werden. So sagt etwa Tankred in „Kaiser Heinrich VI." (I. 1.):

Was wir Normannen einst hier waren, sind
Hier jetzt die Deutschen. — Sie erwartet künftig
Vielleicht das gleiche Los. — Wie sich der Held
Die Braut erringt, errangen wir mit Kraft
Und Stahl dies Land — bei Gott, es ist 'ne Braut — wo wäre
Ein Mädchen in Europa, flammender
Und bräutlicher als unser Reich? — Es ruht
Ja unter Myrthen, unter Blumen, — zwei Vulkane
Sind seine Hochzeitsfackeln — Rebenketten,
Festlich durchleuchtet von dem Gold der Trauben, schlingen
Als Gürtel prangend sich um seine Küsten,
Und an Siziliens Ufern schmachten Palmen,
Mit ihren Blättern wie mit Zungen lechzend,
Dem Liebenden entgegen! — Doch als der
Alcide sich die Omphale gewonnen,

33) Siehe z. B. Beispiele aus der Biographie Napoleons, bei L. Jekels, Imago II, 1914 und E. Bergler, Psa.-Bewegung V, 1933.

Entnervte er an ihres Busens Flaum
Und der Normannen Stärke schmolz im Kuß
Und in des Südens Sonne...

Konstanze beklagt sich im gleichen Drama (I. 2.) über Heinrich:

Ach, ich Unselige! — Er liebt mich nicht —
Sein Blick irrt durch die Welt und übersieht mich —
Anstatt nach einem Busen, streckt er seine Arme
Nach ganzen Ländern, ganzen Völkern aus. —

Noch klarer spricht sich Grabbe aus, wenn er Don Juan beim Anblick des Bildes Donna Annas sagen läßt:

Ich blick' und blicke — zu 'nem Kinde werd'
Ich wieder. — Eine Heimat, die ich nie geschaut,
Umlächelt mich. — Gibt's andre Heimaten
Als das Geburtsland?

Und Heinrich der Löwe („Kaiser Heinrich VI.", II. 3.) ruft:

O Heimat, Heimat, meiner Größe Land
Und meines Falles! — Heil'ge Erde, sei
Gegrüßt! — Kein Kind stürzt sehnender
An seiner Mutter Brust, als ich an deinen Schoß!

Brasidas nennt im „Hannibal" Karthago „die allgemeine Mutter", Turnu heißt Hannibal:

„Herr, Fürst, Vater, Mutter, du mir
Alles!"

Es sei nochmals auf das ständige Durcheinandermischen und Gleichsetzen von Frau und Mann verwiesen, was aus der Tatsache erklärlich ist, daß es für das Kind auf der oralen Stufe nur ein Geschlecht gibt. So wird es verständlich, wenn Hannibal für Turnu „Vater und Mutter" ist.

Grabbes letztes Drama „Die Hermannschlacht" beweist, daß auch für den Superlativ des Pessimisten das Leben nur unter Aufrechterhaltung von jeweils wechselnden Überwertungen möglich ist. Der schwerkranke Dichter, der sein Ende herannahen sieht, flüchtet zur idealisierten Mutter: die Heimat wird verherrlicht. Es ist nicht bloß durch Krankheit bedingte Erschöpfung, die Grabbe bei der Arbeit an seinem letzten Drama ausrufen läßt: „Der Hermannschlacht erlieg ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv aufregende, vollenden ohne zu sterben? Wär' ich tot!" Und das Resultat? Neben einem für Grabbe typischen, hinterlistigen, grausamen Helden („Die Fortsetzung des Blutbades folgt morgen" sagt Hermann) steht Grabbes Idealgestalt, das Mannweib Thusnelda, das aber hier meist in der Gestalt der Gebenden auftritt: Thusnelda bringt für 20.000 Kämpfer Lebensmittel, be-

handelt ihren Sohn Thumelico gütig (vergleiche unser Motto), ist überhaupt ständig besorgt, ob man genug zu essen hat:

Varus: .... Ich bin satt.
Thusnelda (zum Gesinde): Seid ihr es auch?
Das Gesinde: Ja.
Thusnelda (mißtrauisch): Lügt nicht. Eßt noch.
Das Gesinde: Wir können nicht mehr.

Dabei werden Hermanns Gefährten mit geradezu bösartigem, in einem Nationaldrama sonderbar anmutendem Hohn überschüttet:

Hermann: Deutschland!
Einige in seinem Heere:
Er spricht oft davon. Wo liegt das Deutschland eigentlich?
Einer: Bei Engern, wie ich glaube, oder irgendwo im kölnischen Sauerlande.
Zweiter: Ach was, es ist chattisches Gebiet!
Hermann: Und kennst du deinen Namen nicht, mein Volk?
Stimmen: O ja, Herr, wir sind Marser; Cherusker wir — wir Bructerer, Teucterer.
Hermann: Schlagen wir jetzt und immer nur gemeinsam zu, und die verschiedenen Namen schaden nicht. (Für sich:) Ich muß mit geringeren, aber näheren Mitteln wirken. (Laut:) Grüttemeier, deine beiden schwarzen Ochsen — denkst du noch an sie?
Grüttemeier (Tränen in den Augen): Jawohl, mein Vater empfahl sie mir im Sterben.
Hermann: Eine Manipel stürmte in dein Haus, schlachtete, briet und fraß sie und gab dir nichts ab!
Grüttemeier: Abgeben? Was von dem Fraß übrigblieb, traten sie mit den Füßen oder schmissen's an die Wand. Ich hätte auch nichts davon essen mögen.
Viele Deutsche: Wie dem, ging's uns!
Eggius (sehr laut): Rom!
Hermann (noch lauter): Alle übrigen von den Römern gestohlenen und liederlich verschwelgten Gottesgaben: Linsen, Kohl, Erbsen und große Bohnen! Widersteht, auf daß ihre Fäuste nicht zum zweitenmal in eure Töpfe greifen!

Vermerkt man noch, daß am Schluß Hermann ausruft: „Ach! wüßte das Palatium, daß diese sonst so tapferen Leute nur ein paar Meilen weit sehen und lieber in der Nähe äßen und tränken, so würd' es bei der Nachricht meines Sieges nicht so erbeben ...", dann kann nicht bestritten werden, daß Grabbes Einstellung zu seiner idealisierten Mutterimago ebenso ambivalent war, wie zur realen Mutter. Und wenn diese Behauptung noch eines Beweises bedarf, so sprechen Gothlands Worte (IV. 1.) eine nicht mißzuverstehende Sprache:

Oh, laßt mich aus der düstren Gegenwart entfliehen,
Und nur noch einmal laßt mich sie begrüßen,
Die selige Vergangenheit!
Dort taucht, umkränzt mit Regenbogen,
Der Kindheit Insel aus den blauen Wogen! —

Wie sich's in mir hinübersehnt!
Ich seh die Flur, wo ich als Knabe spielte,
Wo ich mich kindlich glücklich fühlte.
Ich seh das väterliche Haus!
Allein vergebens
Streck ich die Arme zu dir aus,
Du Tempe meines Lebens!
So steht der Wandrer an dem Felsgestade,
An dem er Schiffbruch litt, — blickt voll Verlangen
Zum fernen Eilande, wo goldne Gärten prangen!
Er blickt und blickt — die Pfade sind verschlossen,
Ein Meer ist zwischen ihm und jenseits ausgegossen!
Wohlbekannte Worte hör ich klingen,
Die, gleich verwehten Abendglockentönen,
Aus weiter Fern' herüberschwimmen!
Gott! Es sind der Mutter heil'ge Warnungsstimmen.
Mutter, Mutter!
Lebtest du, wie würdest du die Hände ringen
Über mich,
Den unglückseligsten von allen Söhnen!
Als ich noch an deiner Seite
Wallte durch des Lebens Weite,
Fiel ich nicht, und brach der Sturm auch los —
Ich flüchtete zum Mutterschoß!......
Hinweg, vorüber, zieh vorüber,
Du Kindheitsland! Mein Aug' wird trüb und trüber!
Vorbei ist ja vorbei!
Kindheit und Lieb' zu ihr ist Kinderei!
Wer schneidet wohl mehr Fratzen,
Wen seh' ich mehr einander beißen und zerkratzen,
Zanken und greinen,
Als diese Kinder, die uns selig scheinen!
Wer kriegt mehr Prügel auf die Hinterbacken
Als diese Kinder!
Die frechste Lügnerin
Ist die Erinnerung! Kindheit fahr hin
Samt deinen Kindern, welche sich bekacken!

X. Grabbes Ahnen unbewußter Zusammenhänge

Jekels hat vor zwei Jahrzehnten als erster auf die bedeutsame, seither anerkannte Tatsache aufmerksam gemacht, daß Dichter häufig eine Gestalt nach den divergierenden Tendenzen im Psychischen aufteilen und wie im Traume die einzelnen Strebungen als Einzelpersonen repräsentieren. Erst deren Zusammenfassung ergibt das Mosaik der Gesamtpersönlichkeit. So sind etwa Lady und Lord Macbeth, Jago und Othello eine Person.

Grabbe verwendet diese Aufspaltungstechnik in hohem Maße und ahnt die innere Zusammengehörigkeit der Teilpersonen.[34] So sind z. B. Berdoa und Theodor von Gothland eine Einheit. Der Konflikt im „Herzog Theodor von Gothland" sieht im ersten Augenblick wie ein törichtes Mißverständnis aus: der Held schenkt den Einflüsterungen seines Feindes Berdoa Glauben, der ihm eingibt, sein jüngerer Bruder sei vom Kanzler, dem dritten Bruder, ermordet worden. Daraus ergibt sich nun der tragische Konflikt.[35] In Wirklichkeit ahnte Grabbe offenbar die unbewußte Ursache dieses Irrtums, denn er läßt, nachdem Gothland ausruft: „Ich war nur das Beil, das Schicksal war der Mörder", Berdoa sagen:

Tor! Eure Dummheit ist eu'r Schicksal. Eure
Erbärmlichkeit ist eu'r Verhängnis!
Wer hieß dich, als ich dich zum Brudermord
Verführte, meinen Worten glauben? Wußtest du
Denn nicht, daß ich dein Todfeind war?
Der blöd'ste Tölpel hätte da Verdacht
Geschöpft, allein der Herzog Gothland
Schöpfte keinen, weil
Er keinen schöpfen wollte!

Gothland: Weil ich keinen
Schöpfen wollte? — Wenn das wäre, wenn ich den
Geringsten Argwohn hätte fassen können,
Ich aber hätt' ihn absichtlich
Nicht fassen wollen,
Ja, dann durchwühle unermeßliches
Verderben meine Seele!

Berdoa: Höre denn,
Und unermeßliches Verderben wühle dir
Durch deine Seele! — Manfred war
Jählings am Schlagflusse verreckt.
Wahrscheinlich hatte er beim Abendschmaus
Zu viel gefressen und es nicht
Verdauen können — ungeheuer war
Dein Schmerz um ihn; — so traf ich dich, mit großer
Bestürzung, aber mit noch größ'rer Freude
Vernahmest du, daß er erschlagen sei:
Die Rache für den toten Bruder
War dir ein schmeichelnder, verlockender
Gedanke!

34) Es kommt in Grabbes Dramen wiederholt vor, daß sich zwei Gegner, nachdem sie einander im Zweikampf verwundet, schluchzend in die Arme fallen: so die Brüder Gothland, so die beiden Männer in „Nannette und Marie". Auch dies beweist die Einheit der „aufgespaltenen" Personen.

35) Dieser „Irrtum" wurde Grabbe übel angekreidet. So sagt z. B. Gottschall: „Eine tragische Dialektik von dem großen Wurf der griechischen Tragödie ... nicht zu verkennen;

Gothland:
Satan! Deute meine
Gedanken nicht ins Schlimme!

Berdoa:
Zwar war Friedrich,
An welchem du die Rache nehmen mußtest,
Dein Bruder auch; doch das hielt dich nicht ab,
Denn er war ja der weniger geliebte!
Du gingst vielmehr sorgfältig allem, was
Dir Aufschluß geben konnte, aus
Dem Wege...

Gothland:
Wenn —
Wenn unter diesen Lügen Wahres wäre — wenn —
Wenn — wenn —

Berdoa:
... und schlugst
Ihn mit Vergnügen tot!

N i e t e n ist die Bedeutung dieser Szene aufgefallen und man kann als Analytiker seinen Worten nur beipflichten, wenn er sagt:

„Die bösen Wünsche haben Gothland von Anfang an geleitet und alles andere Gebaren stellt sich als bewußt-unbewußter Selbstbetrug dar; in den labyrinthischen Irrgängen dieser Psychologie spielt Berdoa mehr und mehr die Rolle des Unterbewußtseins im Doppel-Ich Gothlands. Mir scheint diese Szene (V. 3.) eine geniale Vorwegnahme moderner Psychoanalyse, ein einleuchtendes Zeugnis für den dämonischen Tiefsinn des jungen Grabbe“ („Grabbe und Schopenhauer“).

Eine andere, nicht minder bedeutsame Szene ist in „N a n n e t t e u n d M a r i e“ zu finden, die am Hochzeitstage von Nannette und Leonardo spielt:

Nannette: Da liegt mein väterliches Haus!

Leonardo:
Weshalb
Wirst du dabei so trübe?

Nannette:
Ich bin dort
Nur eine Fremde!

Leonardo:
Traure nicht, daß du
Des Lebens Blütenzeit betrittst!

Nannette:
Ach, daß
Man mit der Kindheit sie bezahlen muß!
— Verzeih mir, wenn ich mich in deinen Armen
So schmerzlich dran erinnere — Ich fürchte,
Man fühlt sogar im Himmel Heimweh nach
Der Erde.

In der Sprache der Analyse ausgedrückt: die Frau muß auf ihre Ödipusbeziehung zum Vater verzichten, um beim Manne glücklich zu sein.

Häufig verwendet Grabbe Wortanspielungen zur Andeutung unbewußter Vorgänge. So etwa, wenn er im „Aschenbrödel“ die verwandelte Katze von

schade nur, daß ein unentschuldbarer Irrtum, ein unleugbarer Schwachsinn hier das tragische Fatum herbeibeschwören.“

der Au sprechen läßt, wobei die ängstliche Ratte ein fressendes „Miau" heraushört (siehe S. 341). Oder wenn Grabbe in „Kaiser Heinrich VI." in einer Situation, in welcher die Stadt Bardewick die Rache des von ihr treulos verlassenen Heinrich des Löwen fürchtet, den Ratsherrn Hagener die untergehende Sonne mit einer Löwenmähne vergleichen und den Bürgermeister Rudlich erschreckt fragen läßt: „Wie kommt Ihr auf Löwenmähnen?"

Ferner sei auf Grabbes Herausarbeitung des doppelten Sohn-Vater-Konflikts im „Gothland" und die Bedeutung der Vergeltung und des unbewußten Schuld- und Strafbedürfnisses des Helden verwiesen.

Ebenso erstaunlich ist eine Antwort Arbogas auf die Frage Gothlands (IV. 1.), was den Helden vom Mörder unterscheide: „Die Anzahl der Erschlagenen. Wer wen'ge totschlägt, ist ein Mörder, wer viele totschlägt, ist ein Held." Das heißt, wer seinem Über-Ich nur einen Mord abringen kann, ist kein Held. Was der Durchschnittsmensch am Helden unbewußt bewundert, ist die Angstüberwindung, d. h. das scheinbar schuldgefühlsfreie Übertreten der Über-Ich-Gebote, unter denen die anderen seufzen.

Einmal nennt Grabbe das Wort unbewußt direkt: Im „Aschenbrödel" nimmt der König die Hand der Geliebten und läßt sie sein Herz fühlen. Dann heißt es bei Grabbe: „Olympia (läßt die Hand unbewußt da ruhen): Es klopft — ja — ja — sehr — stark."

XI. Der orale Pessimist und seine Varianten

Setzt man sich mit einem oral fixierten oder regredierten Pessimisten in der Analyse auseinander, dann bekommt man regelmäßig die Schopenhauerschen Rationalisierungen[36] zu hören. Etwa Modifikationen der bekannten Stelle aus „Die Welt als Wille und Vorstellung":

> Dieser Welt, dem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Tier das lebendige Grab tausend anderer, und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntnis die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht, und einen um so höheren, je intelligenter er ist, — dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend.

Die Frage der Patienten, ob sie bei ihrer düsteren Schilderung der realen Verhältnisse etwa übertreiben, kann man nicht ohneweiteres verneinen. Die Welt, in der wir leben, ist ein Gemengsel von „brutalster" Aggression und konzentriertestem Haß, welche beide Äußerungen des Thanatos vom Men-

36) Aus Platzmangel kann hier auf die psychologischen Parallelen zwischen Grabbe, Schopenhauer und Nietzsche nicht eingegangen werden. Grisebach nennt Grabbes Werke „Kunst gewordene Philosophie Schopenhauers".

schen, gegen den sie gerichtet sind, subjektiv als „Niedertracht und Gemeinheit“ empfunden werden, wobei lediglich die Quantität dieser einzelnen Ingredienzien — bei einem relativ konstanten Mischungsverhältnis — jeweils wechselt. Demgegenüber erscheint die Beimengung des Eros quantitativ gering. Auch kann man etwa einem Menschen, der den Satz Bertrand Russels als Realität darstellt: „Die Menschen tun das Gute, so weit man sie zwingt, es zu tun, und das Schlechte, soweit man nicht die Macht hat, sie daran zu hindern“ — die Richtigkeit seiner Beobachtung, mit der Einschränkung des Über-Ichs, nicht bestreiten.

Die Lebenstechnik der praktisch Gesunden besteht also im Übersehen und Nicht-tragisch-Nehmen. Grabbes Satz:

> Der Mensch erklärt das Gute sich hinein,
> Wenn er die Weltgeschichte liest, — weil er
> Zu feig ist, ihre grause Wahrheit kühn
> Sich selber zu gestehen —

hat seine Richtigkeit. Somit kommt es auf den Standpunkt des Beschauers an. Grabbe sieht z. B. in der Sonne die Kraft, die die Krokodilseier ausbrütet (siehe S. 363), während einem andern an ihr die lebensspendende Wärme zuerst auffällt. Auch ist die Fähigkeit, jeweils wechselnden Fiktionen[37] nachzuhängen, wobei die jeweilige Fiktion libidinös überbesetzt wird, deren Zusammenklappen aber nach einiger Trauerarbeit das Aufrichten der nächsten, deren Schicksal wieder im voraus gewiß ist, nicht verhindern darf, ein Stigma der Normalität. Endlich — und das ist das Entscheidende — ist es eine biologisch fundierte Tendenz des Triebes, nach Befriedigung zu verlangen. Wir empfinden z. B. Hunger, Sexualwünsche und Schlafbedürfnis, unabhängig davon, ob die Erfüllung dieser Triebe einen „Sinn“ hat oder nicht.

Der orale Pessimist ist also nicht ganz im Recht, wenn er sein subjektiv und psychologisch begründbares Sich-unglücklich-Fühlen mit realen Verhältnissen begründet. Grob ausgedrückt, könnte man, ein altes Wort variierend, sagen, nicht er hat den Pessimismus, sondern der Pessimismus hat ihn. Mag nun Grabbe minutiös beobachten, wenn er die Welt „ein mittelmäßiges Lustspiel“ nennt, „welches ein unbärtiger, gelbschnäbeliger Engel, der noch in der Prima sitzt, während der Schulferien zusammengeschmiert hat“, und an anderer Stelle das Herz „für eine in das unrechte Loch gelaufene Billard-

37) Unter Fiktion ist die Fähigkeit des Gesunden gemeint, mit der Zeit wechselnde Objekte (Personen, Dinge, Interessen, Ideen usw.) mit großen Libidoquantitäten zu besetzen, unabhängig von der Wertschätzung der Anderen und trotz der wiederholt gemachten Erfahrung, daß es sich nicht um ständige Libidopositionen handelt, daß also diese hochbewerteten Objekte mit der Zeit im subjektiven Empfinden verblassen. — Der Unterschied zwischen „Fiktionsfähigkeit“ und Sublimierung bleibt einer eigenen Untersuchung vorbehalten.

kugel" halten —; wer gesund, das heißt: arbeits-, liebes- und fiktionsfähig ist (ich halte das letzte Glied dieser Trias für unerläßlich), wird trotz allen Lebenstragödien bestehen können. Gerade die „Fiktionsfähigkeit" ist beim oralen Pessimisten herabgesetzt.

„Arbeits-, liebes- und fiktionsfähig": das heißt aber relativ neurosefrei sein, also die Prägenitalität und den Ödipuskomplex in großen Zügen wenigstens überwunden haben. Das hat der orale Pessimist nicht zustande gebracht und hier ist der springende Punkt. Das Sonderbare ist nun, daß der orale Pessimismus sich mit keinem der bekannten Krankheitsbilder deckt, daß wir darunter schizoide, zykloide und auf den ersten Blick als hysteriform imponierende Menschen finden. Bei allen diesen Pessimisten liegt ein Scheitern an der präödipalen Mutterbindung vor. Orales Mißtrauen, Haß, Neid, Eßstörungen, Sich-Beklagen, den anderen Ins-Unrecht-Setzen, Sich-unglücklich-Fühlen dominieren. Die Angst vor dem Gefressenwerden kommt meist in der gemilderten Form der Angst vor dem Verhungern, resp. Fellatiowünschen zum Ausdruck, wobei unbewußte Phantasien resp. Wünsche, betreffend das Abbeißen des Penis durch die Frau, zu konstatieren sind. Vielfach hat der Penis noch Brustbedeutung. Die unbewußte Technik dieser Menschen liegt darin, daß sie mit grandioser Geschicklichkeit ihre selbstgewollten Niederlagen und Enttäuschungen organisieren, wobei sie aus unbewußtem Strafbedürfnis gar nicht mehr der Erfüllung ihrer Wünsche nachjagen, sondern der Enttäuschung,[38] an die sie masochistisch-genießend fixiert sind und die für sie die einzige Form des Auslebens ihrer prägenitalen Wünsche und — Aggressionen darstellt. Dabei ergibt sich der typische Circulus vitiosus, da sie aus jeder Enttäuschung die unbewußte Berechtigung zu weiteren Aggressionen ableiten. Der orale Pessimismus ist wie ein neurotisches Symptom aufgebaut und stellt unter anderm einen narzißtischen Schutzmechanismus des Ichs dar, der dem schwer lädierten Allmachtswahn einen Unterschlupf bietet.

Und der Ausweg für den oralen Pessimisten nach erfolgreicher Analyse?[39] Die gütige, mütterliche Frau, von der der Patient geliebt wird, die — nach

38) Anderseits hat man bei Unkenntnis dieses Tatbestandes bei den oralen Pessimisten den Eindruck, es handle sich im Gegenteil um Optimisten, da sich diese Menschen von ihren unbewußten Wünschen durch keine üble Erfahrung abbringen lassen und ihnen immer wieder nachjagen. Es handelt sich, neben der zutiefst infolge der eigenen Allmacht nicht völlig aufgegebenen Hoffnung, geliebt zu werden, um die besprochene Technik des Pessimisten, den Anderen ins Unrecht zu setzen. Würde sich der Pessimist durch die Realität „belehren" lassen, könnte er seinen neurotischen Mechanismus nicht mit der gleichen unbewußten Lust abhaspeln lassen.

39) Ohne Analyse ist m. E. der „orale" Pessimist unheilbar. Selbst wenn er — ein an sich unwahrscheinlicher Glücksfall — dem einzigen, für ihn passenden Typus der „gütigen Frau" begegnete, er würde auch in ihr das bösartige, „fressende" Weib sehen und die neurotische Mutterbeziehung wiederholen.

analytischer Lösung der Ängste — nicht auffressen und gefährden, sondern in überströmender, nie versagender Güte Liebe gibt, gibt und nochmals gibt. Und wenn auch der paradiesische Zustand, der Grabbes Olympia im „Aschenbrödel" vorschwebte:

Mir wird, als kehrten alte Zeiten wieder
Als hört' ich zaubervolle Wiegenlieder,
Als läg' ich an der Mutter Brust
Und atmete des Kindes Lust.

nicht erreichbar ist (wie bei keinem Menschen), ein Stück Lust[40] bleibt auch dem früheren oralen Pessimisten nicht versagt.

Literatur über Grabbe.

1. Adams P., Grabbes Weltbild im „Herzog Theodor v. Gothland". Diss. Münster. In: Lit. hist. Jahrbuch der Görregesellsch. Freibg. 1927.
2. A. B., Grabbe und Müllner. Im Grabbe-Buch. Detmold 1923.
3. Bergmann A., Grabbe als Gestalt des Dramas. Im Grabbe-Buch.
4. Bergmann A., Grabbe-Bibliographie. Im Grabbe-Buch.
5. Duller E., Grabbes Leben. In „Die Hermannschlacht". Herausgeg. von Grabbes Witwe. Schreiner 1838.
6. Ebers F., Grabbes „Eulenspiegel". Im Grabbe-Buch.
7. Ebers F., Der Blücher der Poesie. Im Grabbe-Buch.
8. Ebers F., Wie sah Grabbe aus? Im Grabbe-Buch.
9. Ebstein E., Grabbes Krankheit. In: Grenzfragen der Lit. u. Med. 3. Heft, 1906.
10. Eulenberg H., Der sterbende Grabbe. Im Grabbe-Buch.
11. Friedrich P. und Ebers F., Das Grabbe-Buch. Detmold 1923.
12. Friedrich P., Grabbes „Marius und Sulla". Im Grabbe-Buch.
13. Friedrich P., Neues von Ch. D. Grabbe. Im Grabbe-Buch.
14. Friedrich P., Einleitung zum Grabbe-Buch.
15. Friedrich P., Grabbe-Mal. Im Grabbe-Buch.
16. Friedrich P., Auferstehung. Im Grabbe-Buch.
17. Friedrich P., Der Auditör. Im Grabbe-Buch.

40) Auch kann erst die erfolgreiche, lange fortgesetzte Analyse die anderen oralen Störungen der oral Fixierten oder Regredierten beseitigen. — In einem Falle eines oralen Pessimisten (eines hochbegabten Lyrikers), der in einem bestimmten Zeitpunkt seiner Neurose an einer völligen Produktionshemmung litt — dem „Auftrieb von Sehnsucht" (ipsissima verba) stand ein infernalischer Mutterhaß entgegen, der alles unterband und höchstens zu literarischen Blasphemien und Koprolalien reichte —, entsprach die Vorliebe für obszöne Worte einem „Verdrecken" des Lockrufs der Mutter. Vgl. dazu E. Bergler, Über obszöne Worte (im Erscheinen). — In anderen Fällen sind es ganz unwahrscheinliche Störungen, die bei den Oralen in Betracht kommen, z. B. Ejakulationsunvermögen (siehe die Arbeit des Verf. „Über einige noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung") oder — Pseudodebilität (siehe des Verf. „Zur Problematik der Pseudodebilität". Int Ztschr. f. Psa. 1932 resp. 1934). Natürlich ist nicht der „orale Pessimismus" an diesen Symptomen schuldtragend, ist er doch selbst nur eine Äußerungsform der Neurose der oral fixierten oder regredierten Patienten.

18. Geyer E., Grabbe. Eine dramatische Studie. Im Grabbe-Buch.

19. Gottschall R. v. Ch. D., Grabbe. Leipzig, Reclam.

20. Heine H., Verschiedene Stellen seiner Schriften. Z. B. in den „Memoiren“. Ausg. Bong. Bd. 15, S. 78 ff.; in den „Gedanken und Einfällen“, in den Artikeln „Über die französische Bühne“, in „Shakespeares Mädchen und Frauen“, in den „Elementargeistern“. (Näheres bei Ploch, S. 86—90.)

21. Hillekamps C. H., C. D. Grabbes Briefe als biographische Quelle. Inaugural Dissertation 1929. Verlag Fahle, Münster.

22. Jakisch H., Grabbe und Nietzsche. Im Grabbe-Buch.

23. Kutscher A., Grabbe und Hebbel. Im Grabbe-Buch.

24. Kruse G. R., Musik und Musiker in Grabbes Leben. Im Grabbe-Buch.

25. Kruse G. R., Grabbe und Lortzing. Im Grabbe-Buch.

26. Lange F., Grabbe und wir. Im Grabbe-Buch.

27. Lentwein P., Grabbe als politischer Dichter. Im Grabbe-Buch.

28. Nieten O., Grabbe und Schopenhauer. Im Grabbe-Buch.

29. Nieten O., Ch. D. Grabbe, sein Leben und seine Werke. Dortmund 1908. Verlag Ruchfuß.

30. Nieten O., Grabbe und Immermann. Im Grabbe-Buch.

31. Perger A., System der dramatischen Technik mit besonderer Untersuchung von Grabbes Drama. Berlin 1900. Duncker-Verlag.

32. Piper C. A., Beiträge zum Studium Grabbes, München 1898. Haushalter-Verlag.

33. Ploch A., Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Leipzig 1905. Verlag Scheffer.

34. Wukadinowic S., Grabbes Lebensbild. In „Grabbes Werke“. Verlag Bong & Co.

35. Zaunert P., Grabbes Leben. In „Grabbes Werke“. Ausg. d. Bibliograph. Instituts. Herausg. von Franz und Zaunert.

36. Ziegler K., Grabbes Leben und Charakter. Verl. Hoffmann und Campe. Hamburg 1855.

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete.

BOVET TH.: **Philosophische Grundprobleme der Medizin.** Zürich, Rascher & Co., 1934. V u. 181 Seiten.

Der kluge und gebildete Verfasser setzt sich mit den philosophischen Grundproblemen der Medizin in seiner Weise auseinander. Das Büchlein, das viele Probleme — Natur, Seele, Leben, Geist, Existenz, die Eigenart der Medizin, die mehrdimensionale Diagnostik, die Polarität von Ich und Gott — behandelt, ist notwendigerweise aphoristisch, orientiert aber gut über den gegenwärtigen Begriffskreis der psychologischen Medizin in Deutschland. Der Verf. will gerade der unter den Ärzten weit verbreiteten Meinung entgegentreten, die geistigen Probleme ließen sich von der Psychologie oder Biologie aus behandeln. Im Tode wird die Seele in einen noch höheren geistigen Zusammenhang eingewoben und von der individuellen Beschränktheit und dem Alleinsein befreit. Das Gewissen ist für den Verf. der Ort, wo der Geist in die Seele einbricht. Gott als schlechthin existierendes Wesen überragt das Gebiet jeder Teilwissenschaft.

Der Referent zieht freilich schlichte Beobachtung und Teilwissenschaft einer geheimnisvollen Einsicht in geistige Probleme und dem Wissen um schlechthin existierende Wesen vor.

P. Schilder (New York)

BÜHLER, CHARLOTTE: **Drei Generationen im Jugendtagebuch.** Quellen und Studien zur Jugendkunde, herausgegeben von Dr. Charlotte Bühler. H. 11. Fischer, Jena. 1934. S. 1—184.

B. benützt als Kriterium in diesem Vergleich der Tagebücher von drei Generationen die Einstellung zur Familie, die Einstellung zu sachlichen Aufgaben und geistigem Leben, ferner die Einstellung zu Natur und Geselligkeit, schließlich die Liebes- und sexuelle Entwicklung.

In der ältesten Generation findet sich eine selbstverständliche Einbezogenheit in die Familie mit bedingungslos positiver Einstellung; in der mittleren Generation findet sich starker Individualismus und heftiger Gegensatz zur Familie. In der jüngsten Generation schwindet die Animosität gegen die Familie. Die älteste Generation ist ungeistig und an sachlichen Aufgaben wenig interessiert; in der mittleren findet sich lebendige geistige Problematik und sachliches Aufgabeverständnis, in der jüngsten findet sich eine starke Hinwendung zur Sachlichkeit und ein starker Wille zu Gemeinschaft, Sport und Geselligkeit. Die Naturauffassung der älteren Generation ist nüchtern, der mittleren und jüngsten lebendig und schwärmerisch. Die Liebe der älteren Generation ist kontaktlos, die der mittleren sucht individuelles Verstehen, in der jüngsten finden sich Schwärmerei und seelisch fundierte Beziehungen neben sexuell fundierten. Vier Tagebücher werden als Belege publiziert.

Es ist natürlich zuzugeben, daß Tagebücher nichts weniger als ursprünglich sind. Das „Ich" spielt in deren Ausarbeitung eine bedeutsame Rolle. Entstellungen, Verdichtungen, Verschiebungen verdecken die libidinösen Strebungen. Aber gerade vom Standpunkt der Ichpsychologie sind Tagebücher interessant. Man kann dann sehen, inwieweit die gegebene soziale Struktur den Aufbau des Ichs beeinflußt. Wir können auch Einblick gewinnen in den Aufbau des Über-Ichs. Studien wie die Ch. Bühlers bieten daher auch für den Psychoanalytiker interessantes Material, wenn er auch diesem Material in anderer Einstellung gegenübertritt.

P. Schilder (New York)

Erwartung des Graphologen (der Klagesschen Schule) überein? Speziell derjenige, der der Graphologie aus wissenschaftlichen Gründen skeptisch gegenübersteht, wird eine solche Fragestellung begrüßen. Und daß die anscheinend durchaus zuverlässige statistische Bearbeitung eines Materials von mehr als 700 Handschriften von Personen, die wegen bestimmter Delikte verurteilt wurden und 200 Handschriften von Nichtkriminellen auf die erwähnten Fragen eine eindeutig positive Antwort gibt, wird ihn mehr interessieren als die verblüffendste — wirklich oder bloß angeblich zutreffende — graphologische Deutung irgend eines Einzelfalles. Daß so manche Behauptung, die sich in der graphologischen Literatur findet, der statistischen Prüfung nicht standhielt, überrascht nicht weiter. Überraschender sind — wenigstens für den kritischen Vertreter der Graphologie — manche Einzelheiten des Ergebnisses, wie z. B. daß bestimmte Merkmale in 80% der Handschriften einer bestimmten Verbrecherkategorie vorkommen, dagegen nur in 10% der nichtkriminellen Handschriften (eine Differenz, die sich noch vergrößert, sobald man den Vergleich auf eine Merkmalgruppe statt auf ein isoliertes Merkmal erstreckt). Ref. ist der Ansicht, daß es der Autorin wirklich gelang, durch ihre Arbeiten „die gegebenen Grundlagen graphologischer Deutung nicht nur zu bestätigen, sondern auch zu erweitern und zu festigen".

Vom rein psychologischen Standpunkt aus sind die beiden Abhandlungen ohne sonderliches Interesse. W. hat gut daran getan, den Untertitel „eine charakterologische Studie", den die erste trägt, bei der zweiten (die übrigens die interessantere und ergiebigere ist) fallen zu lassen. Sie ist kritisch genug, die Unzulänglichkeit ihres Materials als Grundlage für eine psychologische Untersuchung sexuell abnormer Verhaltungsweisen zu erkennen und nichts anderes zu erstreben als „eine vom graphologischen Gesichtspunkt unternommene Tatbestandsaufnahme auf Grund der Handschriften von Personen, die wegen bestimmter Sexualdelikte verurteilt worden sind" — eine Beschränkung, welche der Arbeit nur zugute gekommen ist.

W. Marseille (Wien)

WOLFF GUSTAV: **Leben und Erkennen.** Vorarbeiten zu einer biologischen Philosophie. München, Ernst Reinhardt, 1933, 442 Seiten.

Der Untertitel kennzeichnet Charakter und Absicht des Buches. W. findet an den lebenden Körpern außer zahlreichen Erscheinungen, die sie mit den leblosen gemeinsam haben, „eine völlig andersartige Eigenschaft", „den Charakter der Zielursächlichkeit oder Zweckmäßigkeit, eine Eigenschaft, die keinem leblosen Körper innewohnt und keinem lebenden Körper fehlt". Zweckvorstellungen fördern den Ablauf zweckmäßiger Vorgänge, sind selbst „nur eine zweckmäßige Einrichtung". Aber sie spielen nur eine untergeordnete Rolle im Ablauf der zweckmäßigen Vorgänge. Der Verfasser betrachtet sodann die Darwinsche Abstammungslehre und findet, daß weder der Begriff der Variation, noch der der Mutation eine Abstammungslehre ermöglicht. Er findet in der Überproduktion einen zielursächlichen Charakter. Er findet in der Formgestaltung ein Prinzip von teleologischem Charakter. Er verneint die Wirksamkeit geschlechtlicher Zuchtwahl. Er verneint auch die Bedeutung der funktionellen Anpassung (Lamarck) und der direkten Umweltsbeeinflussung (Geoffroy) für die Artentwicklung. Sie sind für die Spezialfälle der allgemeinen Erscheinung der organischen Zweckmäßigkeit nicht maßgebend. W. verweist besonders auf die Regeneration der Augenlinse des Wassersalamanders (Triton), welche vom Irisepithel her erfolgt. Es wird also ein der neuen Funktion ganz fremdes Gewebe zur Ersatzbildung herangezogen: ein Beweis für ein zielstrebiges phylogenetisches Prinzip. Eine Analyse der Ganzheit folgt, sie ist „eine Gesamtheit als Zweckeinheit gefaßt". Der Ganzheitsbegriff ist nur anwendbar auf Lebewesen und deren Produkte. Aber die organische Zweckmäßigkeit ist nicht psychisch, sie ist nur seelenähnlich. „Der psychoide Faktor ist ja nicht ein Produkt des vitalen Geschehens wie der

psychische Faktor, er wird nicht von den Lebensgesetzen beherrscht, sondern beherrscht diese... Die psychische Intelligenz ist genau die nämliche in der Amöbe wie im Menschen, in der Pflanze wie im Tier." Der Verf. lehnt daher die Lehre vom Psychovitalismus und von der Pflanzenseele ab.

Auf Grund der von der organischen Biologie her gewonnenen Ansicht schreibt der Verf. zu einer Diskussion der Assoziationspsychologie: sie vernachlässige den psychischen Faktor. Auch die psychischen Erscheinungen haben den Charakter der organischen Zweckmäßigkeit. Der „teleologische Zusammenhang ist immer ein kausaler". „Jeder einzelne Vorgang ist zugleich Mittel und Zweck." Aber in den „seelischen Lebenserscheinungen" fehlt ein physikalisch chemischer Zusammenhang gänzlich. Wenn „Willensfreiheit" erlebt wird, ist dies darauf zurückzuführen, daß im Laufe der Stammesentwicklung Bewegungen, die weder auf reflektorischem noch auf triebhaftem Wege auszulösen waren, durch verständige Überlegung ausgeführt werden. Dies ist jedoch auch ein teleologisch-organischer Prozeß, der kausal bestimmt ist. Es gibt kein unmittelbares Erlebnis des Tuns. Wahrheit und Wert werden gleichfalls vom teleologisch-organischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Das a priori Kants wird zu einem Teil der Erfahrungswissenschaft, logisch zu einem Teil der Biologie.

Das Buch enthält manche Hinweise auf biologische Tatsachen, die den Psychoanalytiker interessieren dürften. Allerdings werden diese in sehr schematischer Weise vorgetragen. Der Bedeutung der Mutation in der Abstammungslehre wird der Verf. z. B. in keiner Weise gerecht. Er setzt sich so in Widerspruch zu der Lehre führender Biologen und — was schlimmer ist — gibt nur eine sehr ungenügende Orientierung über ein wichtiges Tatsachengebiet.

Der Analytiker wird sich auch fragen müssen, welchen Sinn es habe, von einer organischen Zweckmäßigkeit zu sprechen, welche nicht psychisch ist. Ein solcher Begriff kann weder den Analytiker, noch den Philosophen befriedigen. Die psychologischen Phänomene werden in der Lehre von Wolff zu Epiphänomenen ohne tiefere Bedeutung. Der Verfasser weiß nichts von analytischen Begriffen oder verwendet sie nicht. Sie hätten ihm ein tieferes Eindringen in die Probleme ermöglicht. Er ist sichtlich unter dem Einfluß seiner ersten Entdeckung vom Begriff der organischen Zweckmäßigkeit so gefesselt, daß alles andere dem Gesichtskreis entschwindet. Es ist zu begrüßen, daß der Standpunkt naturwissenschaftlicher Beobachtung oder besser der Beobachtung schlechthin auch dem Wahrheits- und Wertproblem gegenüber angewendet wird. Er findet Hinweise, daß Kant grundsätzlich der gleichen Ansicht war. Dem Ref. scheint es psychologisch interessant, daß es offenbar leicht möglich ist, zu einander diametral entgegengesetzten Schlußfolgerungen bezüglich der Kantschen Lehre zu kommen. Die meisten Kantianer werden jedenfalls mit W.s Deutung der Lehre Kants nicht einverstanden sein. Es scheint offenbar für menschliche Wesen, sogar für einen Kant sehr schwer zu sein, im Verlaufe langgestreckter Diskussionen und umfangreicher Bücher Widersprüche fernzuhalten, ein Problem, das den Analytiker gewiß interessiert. Man fragt sich dann, ob nicht der Versuch, zu Formulierungen zu kommen, welche weit über die Möglichkeiten unmittelbarer Anschauung und Handlung hinausgehen, von vornherein zum inneren Widerspruch verurteilt ist, was analytisch natürlich ein Durchbrechen des Systems Ubw. bedeuten würde. Das vorliegende Buch, das sehr bald jede Diskussion mit dem Zauberwort der organischen Zweckmäßigkeit beendet, würde jenem Prinzip des Unbewußten zuzurechnen sein, das ich als ungebührliche Verallgemeinerung bezeichnet habe. Vielleicht kann man diese Philosophien formal je nach dem unbewußten Mechanismus gruppieren, dem sie ihren Ursprung verdanken.

P. Schilder (New York)

NEUERSCHEINUNGEN 1934

SANDOR RADO

DIE KASTRATIONSANGST DES WEIBES

Oktav. 90 Seiten. In Leinen RM 5.70

Dr. Sandor Rado, Direktor des Psychoanalytischen Instituts in New York, verfolgt in seinem Buch „Die Kastrationsangst des Weibes" die mannigfachen Verzweigungen des Geschlechtsschicksals des Weibes. Der Ausdruck „Kastrationskomplex", der es zu einer gewissen Popularität gebracht hat, ist von der Psychoanalyse geprägt worden. Seine Anwendung war im Anfang auf das männliche Geschlecht beschränkt, er diente als Sammelbezeichnung für eine bedeutungsvolle Gruppe von Phänomenen, welche die Psychoanalyse im Seelenleben des Mannes aufgedeckt hatte. Bei der Frau liegen die Dinge durchaus anders. Rado zeigt, auf welche Weise der so typische Masochismus des Weibes entsteht und weist auf, daß die Angst vor dem eigenen Masochismus in der weiblichen seelischen Entwicklung an derselben Stelle steht, an der sich beim Manne die Angst um den Verlust der Männlichkeit entfaltet. Alle Reaktionen auf den eigenen Masochismus, die Formen der Flucht vor ihm, die Aufnahme des offenen Kampfes und schließlich der Versuch der Wahl eines kleineren Übels werden durch alle Erscheinungen der weiblichen Neurosen hindurch verfolgt und so ein Bild der Vielfältigkeit aller Fehlentwicklungen, die an einen kritischen Punkt der Entwicklung anschließen mögen, entworfen. Schließlich wird auch eine neue Theorie der Angst überhaupt und ihrer Quellen in der Phylogenese skizziert.

INHALT

IMRE HERMANN

DIE PSYCHOANALYSE ALS METHODE

Beihefte zur „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" und zur „Imago" / Nr. 1

Großoktav. 114 Seiten. Geheftet RM 6.50

Hauptgegenstand der Untersuchung ist einerseits die sogenannte „psychoanalytische Situation", das heißt, die für die analytische Erfahrung und therapeutische Behandlung günstigste Seeleneinstellung, anderseits die methodische Untersuchung der praktischen und wissenschaftlichen Bearbeitung des in dieser Situation gewonnenen Materials. Demgemäß zerfällt die Methodenlehre in zwei Teile, in die Methodik der Materialbeschaffung und die der Bearbeitung; dazu kommt noch die Untersuchung der Art des Stoffes, auf den sich die analytische Methode anwenden läßt. Mit großer Nachdrücklichkeit erörtert der Verfasser die Grundvoraussetzung aller analytischen Theorien, wonach jede Offenbarung der Analysierten s i n n v o l l ist. Der Verfasser versucht eingehend die Bedingungen zu bestimmen, die das Erkennen des sinnvollen Stoffes erleichtern. In all diesen Erwägungen kommt ihm seine in früheren Studien bereits bekundete logische Geschultheit wohl zu statten. Sein anerkennenswerter Versuch wird fortan all denjenigen, die nach tieferem Verständnis des logischen Wesens des analytischen Verfahrens streben, unentbehrlich sein.

Dr. S z e m e r e im „Pester Lloyd".

INHALT

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG IN WIEN

IMAGO, Band XX ⟨1934⟩, Heft 3

(Ausgegeben im August 1934)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. HERMANN NUNBERG, Professor an der Temple University, 111 North, 49th Street, Philadelphia, U. S. A.

DR. OTTO FENICHEL, Nobelsgate 27, Oslo

PRIVATDOZENT DR. RAYMOND DE SAUSSURE, 2 Tertasse, Genf

DR. FRITZ WITTELS, 93 Central Park West, New York City

DR. EDMUND BERGLER, Wien I, Seilerstätte 7

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th street, New York City.

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Manzsche Buchdruckerei, Wien IX